

Churchills Brief an den FC Wohlen

auf unserem Bild ganz
-, auf dem geschrieben
Todesstag, 27. Juni
raten, von wem dieser
ruggisser, Wohlen, ein
os Bruder Kurt lebt se



«Nun ist es ja bekanntlich schwerer,
einen leicht erscheinenden Text
zu weben, als etwas herzustellen,
das tiefgründig und gewichtig
sein darf. Wer sich selbst um eine
Weberei bemüht (*textum* bedeutet
ursprünglich *Gewebe*), bekommt
eine Ahnung von dem Ausmass an
Arbeit, die hinter dem Leichten
steckt.»

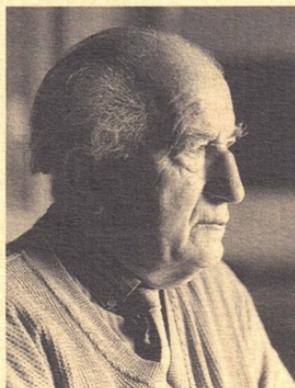
ISBN 3-9521045-1-5



Warum schrieb Winston Churchill dem FC Wohlen einen Brief? Wie kam Friedrich Dürrenmatt ins Freiamt? Wer war der seltsame General Heinrich Fischer? Was wollte der polnische Freiheitskämpfer Michalski auf Schloss Hilfikon? Wer ist die wunderschöne Scilla von Büelisacker?

Franz Schmid schrieb als freier Schreiber vor allem für das Badener Tagblatt. Seine Texte, obwohl für den Tag verfasst, gingen meist über das Alltägliche hinaus. Er suchte und fand Zusammenhänge, zeigte das Kleine im Grossen und das Grosse im Kleinen. Seine Geschichten sind wahr, wie die Menschen, die sie ihm anvertraut haben; ihre «Helden» gehören oft zu den Verlierern.

Franz Schmid schrieb mit Leidenschaft, aber kompromisslos den eigenen hohen Ansprüchen und der sprachlichen Genauigkeit gegenüber. Was er als wahr und richtig empfand, wollte er mitteilen und zeigen. Das Lesebuch «Churchills Brief an den FC Wohlen» vereinigt eine Auswahl der besten und aufregendsten Texte Schmidts.



Franz Schmid (1914–1996) über sich selbst:

«Seine Biografie könnte nicht simpler sein. Bis zwanzig in Wettingen, dann das Frankreichjahr, dann fünf gute Jahre als Lehrer in Hägglingen, der grosse Rest in Wohlen. Aber der 75jährige ist in Dankbarkeit überzeugt, dass es ein reiches Leben war. Zu dem Reichtum verhalf ihm eine immerwährende grosse Neugier. Er tummelte sich in manchen Bereichen und Ländern. Er suchte die Menschen, weil sie ihn interessierten. Er sagte gern von sich, so wie andere Briefmarken oder sonstwas sammeln, sammle er Wörter, deutsche und anderssprachige; und er wolle wissen, woher sie kommen, was sie im Innersten bedeuten.»

*Joel Hen-Selwin
Johann*

Umschlag: Blick auf Bünzen
Foto: Felix Wey



Franz Schmid

Churchills Brief an den FC Wohlen

Ein Franz Schmid-Lesebuch

Herausgegeben von
Jörg Meier und Anton Wohler

ORSO PRESS, ZÜRICH

«Alles ist besonders, wenn es besonders empfunden wird! Und jedes Lokalereignis einer Tageszeitung kann Dir die Tiefen des Lebens eröffnen, alles Tragische und Lächerliche, wie die Tragödien Shakespeares! Es ist ein Unrecht, dem Leben gegenüber, das wir alle führen, die Dichtungen nur den Herzen der Dichter zu überlassen, nachdem wir alle doch imstande sind, aus unserem einfachen Tagesleben Dichtungen zu schöpfen!»

Peter Altenberg

Der freie Schreiber im Freiamt

Franz Schmid (1914-1996) war über Jahre hinweg einer der meistgelesenen Autoren im Aargau. Er schrieb für das «Badener Tagblatt» und, solange es sie noch gab, für die kleine «Freiämter Zeitung».

Journalistischer Formalismus interessierte ihn wenig. Er war der Überzeugung, dass jeder Stoff die ihm adäquate Form verlange. So entstanden einmalige, unverwechselbare Texte, an die sich die Menschen im Freiamt und darüber hinaus noch nach Jahren erinnern. Und welcher heutige Journalist kann das schon von seinen Artikeln behaupten?

Franz Schmid unterrichtete 37 Jahre an der Sekundarschule; eine feste Anstellung bei der Zeitung mochte er nicht. Es war ihm wichtig, ein freier Schreiber zu sein und zu bleiben. Er wählte konsequent aus, worüber er wie berichten wollte. Themen aus den Bereichen Geschichte, darstellende Kunst, Musik, fremde Länder und nächste Umgebung deuten den weiten Horizont seiner Interessen an. Das Schreiben fiel ihm nicht leicht. Er litt darunter. Seine Manuskripte legen ein deutliches Zeugnis von seinem Ringen um die Form ab. Jedes Wort ist auf seine Bedeutung und seinen Ursprung hin befragt; der Satz umgeformt, bis der treffende Ausdruck gefunden war. Manchmal war ihm erst die fünfte, sechste oder siebte Fassung gut genug. Und mehr als einmal fuhr er spät abends noch nach Baden in die Setzerei, um einen Satz, ein Wort zu ändern. Um so mehr konnte er sich ärgern, wenn die Leute seine scheinbar lockere Schreibe lobten. Seine Texte, obwohl für den Tag geschrieben,

gingen meist über das Alltägliche hinaus. Er suchte beharrlich nach den Zusammenhängen, erkannte und zeigte das Kleine im Grossen und das Grosse im Kleinen. In allem, was er schrieb, spürt man seine enorme Belesenheit; er las italienische, französische, englische und spanische Autoren, wenn immer möglich, in der Originalsprache.

Er verfügte nicht über die einzig gültigen Antworten, und er teilte dies seinen Lesern regelmässig mit. Nicht umsonst wählte er für eine Kolumne, die ihm besonders wichtig war, das Pseudonym «Quaerens»: Franz Schmid, ein Fragender, unablässig auf der Suche nach Antworten. Als einzige Sicherheit im menschlichen Leben galt ihm der Tod.

Viele Journalisten haben den Ehrgeiz, den Menschen zu erklären, wie etwas ist. Nicht so Franz Schmid. Sein Markenzeichen war die unverhohlene Subjektivität. Er versuchte zu erzählen, wie er dachte, dass etwas sein könnte. Um diese Subjektivität deutlich zu machen, trat er mit nachhaltiger Konsequenz immer wieder in seinen Texten als Person auf, die ihren Standpunkt offenlegt. Das konnte im eigentlichen Sinne des Wortes sein, wenn er seine Sicht des Freiamts von seinem Garten aus schilderte; und das konnte im übertragenen Sinne geschehen. Das konnte sogar soweit gehen, dass er nicht nur offenlegte, woher er sein Wissen bezog, sondern dass er sich gelegentlich schon mal selber zitierte.

Nichts hat Franz Schmid so fasziniert wie Menschen und ihre Geschichten. Besonders einfühlsame Artikel sind nicht nur bedeutenden, sondern auch einfachen Menschen gewidmet, Sonderlingen, Aussenseitern, nicht Angepassten. Seine Geschichten sind wahr, wie die Menschen, die sie ihm anvertraut haben; und ihre Helden gehören häufig zu den Verlierern.

Franz Schmid besass die Gabe, aus unauffälligen Menschen ungewöhnliche Figuren zu machen. Dass er als kämpferischer Wahrheitssucher dann und wann anstiess, kann nicht erstaunen.

Mit zunehmendem Alter wurde er gelassener und sanfter. Aus seinen Texten spricht immer öfter eine unverhohlene Zuneigung, ja Liebe zu Land und Leuten im Freiamt; vielleicht gerade weil sie so unvollkommen und angreifbar sind. So beschäftigte sich Franz Schmid jahrelang mit dem Schicksal von General Heinrich Fischer, dem tragischen Helden wider Willen aus dem Freiamter Sturm von 1830: zuerst von den Freiamtern geliebt und verehrt, dann, wahrscheinlich, von ihnen in den Tod getrieben. Und der Essay «Weites Land und ein schöner Name» ist wohl der treffendste Erklärungsversuch, der bisher zum Freiamt abgegeben worden ist.

«Es gibt schon genügend schlechte Bücher auf der Welt», pflegte Franz Schmid zu antworten, wenn man ihn fragte, warum es seine Texte nicht in Buchform gebe.

War dies Tiefstapelei aus Bescheidenheit? Wäre Franz Schmid mit diesem Lesebuch einverstanden?

Diese Frage lässt sich bejahen. Und mehr noch: Es scheint so, als hätte der kluge Franz Schmid geahnt, dass seine Texte wieder aktuell werden. Denn in seinem Arbeitszimmer fanden die Herausgeber die wichtigsten Arbeiten der letzten Jahre fein säuberlich abgelegt; gerade so, als hätte Franz Schmid den Herausgebern die Arbeit erleichtern wollen.

Die in diesem Band vereinigten Texte bilden einen Querschnitt durch das vielschichtige Schaffen des sensiblen Querdenkers. Sie sind grösstenteils im «Badener Tagblatt» zwischen 1959 und 1995 erschienen. Die Auswahl, die Gruppierung und die Kapitelüberschriften stammen von den Herausge-

bern. Die Titel wie auch die Texte wurden praktisch unverändert übernommen; zum besseren Verständnis wurde das Erscheinungsjahr angefügt.

Die Herausgeber danken Lisbeth Schmid und ihrer Familie für ihr Einverständnis zu diesem Buch und für den Zugang zum umfangreichen Familienarchiv. Dank gebührt auch dem Verlag Aargauer Zeitung AG und der Gemeinde Wohlen, die mit ihrer Unterstützung die Herausgabe dieses Lesebuchs ermöglicht haben.

Wohlen, Oktober 1996

Jörg Meier

Anton Wohler

Nah und fern

The greatest step is that out of doores.

Der grösste Schritt ist der Schritt aus der Türe.

Englisches Sprichwort

Churchills Brief an den FC Wohlen

In diesen Tagen, da viel vom Kriegsende vor fünfzig Jahren die Rede ist, mag eine Begebenheit interessieren, die sich damals im Wohler «Sternen» zugetragen hat; Dorf- und Aargauer Geschichte wurde im «Sternen» gemacht, und ein einziges Mal geschah da etwas Weltgeschichtliches.

Zwar war nicht der «Sternen» das Klublokal unseres FC; aber es trafen sich an einem Tisch im hintern Teil regelmässig ehemalige Fussballer. Den Kern dieser Runde bildeten *Hans Roth*, Bäckermeister, während Jahren Präsident des FC, später Gemeinderat, dann Vizeammann, Präsident des Handwerker- und Gewerbevereins; *Alfred Michel*, Verwalter der Wohler SBG, Gemeinderat; *Eduard Imbach*, Postbeamter, autodidaktisch zum Chemiker geworden, Begründer der chemischen Fabrik Imbach AG, ebenfalls als Autodidakt zu einer Art Medizinmann in Homöopathie – Rezeptblock in der Kitteltasche, Gratskonsultationen am Wirtstisch –, ein freisinniger Feuerkopf, kurzum: ein unvergesslicher Typ; viertens *Hans Bizai*, in Wohlen geboren, aber südländischer Herkunft, Buchhalter, in jungen Jahren ein eisenharter Verteidiger des FC Wohlen; hatte in London an der Swiss Mercantile School nicht alleine die englische Umgangssprache und die des Handels gelernt, sondern die feierliche, pathetische Hochform des Englischen. Er hat zeitlebens bei besonderen Gelegenheiten feierliche Worte bevorzugt. Keiner konnte wie er zu Taten aufrufen, ehrende Ansprachen halten. Unvergesslich bleibt mir seine Gedenkrede auf Paul Walser, die er nach dessen Tod, 1957, vor der Tribüne

des Paul-Walser-Sportplatzes gehalten hat. Hans Bizai hatte «Wasser» in den Augen; auch andere waren zu Tränen gerührt.

Diese vier und einige Zugewandte machten die Nacht vom 7. zum 8. Mai 1945 «Sternen» zur Freinacht. Am 7. wurde die Bereitschaft Deutschlands zur Kapitulation bekannt; am 8. unterschrieb eine deutsche Delegation einen bedingungslosen Waffenstillstand.

In der langen Nacht zwischen diesen beiden Tagen war noch nicht alles sicher. Die Fussballer-Runde lauschte den Nachrichten der Londoner BBC und anderer Sender. Mit jeder für sie guten Nachricht hoben sie die Gläser, prosteten einander zu und riefen sarkastisch: «Jeder Schuss ein Goldfasan!» Diesen Spruch eines Nazihochmuts kehrten sie nun *gegen* die Nazi um, wie das ein deutscher Schwarzsender tat, der dazu ermunterte, SS-Schergen ins Visier zu nehmen.

In Europa waren die Waffen nun verstummt. Offiziell durften wir Neutralen einer Weisung des Bundesrats gemäss nicht feiern. Aber das vernahmen wir erst an dem blauen, aber bitterkalten Morgen des 8. Mai – einer der Frühlingsfröste hatte das Thermometer auf minus 7 Grad hinuntergedrückt. Zwie-spältig wie das Wetter war die Stimmung in unserem Land. Wir hätten so gerne gefeiert, liessen das aber sein. Die «Sternen»-Runde focht das weiter nicht an, hatte sie doch ohne bundesrätliche Billigung eine festliche Nacht verbracht.

Noch war der Zweite Weltkrieg nicht zu Ende; was ein triftiger Grund war, nicht vollends froh zu sein. Für die USA und Grossbritannien – Russland hielt sich da abseits – galt es noch, das damals noch starke und zum Letzten entschlossene Japan –

Verbündeter der Hitlerei – niederzukämpfen. Mit dem Abwurf von zwei Atombomben, am 6. August 1945 auf Hiroshima, am 9. August auf Nagasaki, wurde erreicht, dass Japan am 10. August um Frieden bat. Die Sieger nannten ihre Bedingungen, die Japan am 14. August akzeptierte. Am 15. August wurden die Kämpfe eingestellt.

In der Nacht vom 11. zum 12. August war die «Sternen»-Runde sich ihrer Sache so sicher, dass sie nicht den offiziellen Waffenstillstand abwartete, sondern wieder mit einer Freinacht den Sieg der Alliierten feierte. Aber man neigte zur Besinnlichkeit. Die ehemaligen Fussballer waren klug genug, die Atombombe als eine unerhört schreckliche Waffe zu erkennen. Genugtuung über das Kriegsende war eines; die Gewissheit, dass sich etwas unerhört Grausiges ereignet hatte, das für die Menschheit seine Folgen haben werde, war das andere.

Morgens um drei Uhr ging Hans Bizai ans Telefon, um sich eine Telegrafistin mit perfekten Englischkenntnissen zu erbeten, der er folgenden Text diktierte: *«To the honorable Mister Winston Churchill, London. Celebrating the greatest of victory days in history, our thoughts are with the one man who led and who actually cleared the way to victory. It is you great, dear Mister Churchill, and we bend our heads to thank you. Long live freedom, long live Mister Churchill and his ideas. Footballclub Wohlen, Aargau, Switzerland»*

(Während wir den grössten aller Siege der Weltgeschichte feiern, sind unsere Gedanken bei dem Menschen, der den Weg zum Sieg wies. Sie, grosser, lieber Mister Churchill, haben das vollbracht, und wir beugen unsere Häupter, um Ihnen zu danken. Lang lebe die Freiheit, lang mögen Mister Churchill und seine Ideen leben.)

Beim mangelhaften Versuch, Bizais Text zu übersetzen, wird man der Tatsache gewahr, dass da einer nicht aus seiner Muttersprache eine englische Version bastelte, sondern quasi als Engländer im Geist der Sprache dachte, die ihm – wie alles Englische – lieb und vertraut geworden war.

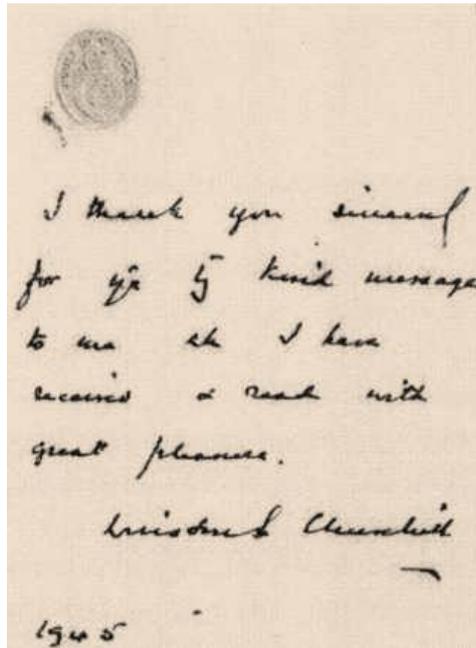
Hans Bizai und seine Freunde rechneten nicht im geringsten mit einer Antwort des vielbeschäftigten Churchill, der zu der Zeit einen scharfen Wahlkampf zu führen hatte, nachdem eine Neuwahl des Parlaments angeordnet worden war, den er und seine Konservativen gegenüber der von Attlee angeführten Labour-Partei verlieren sollten.

Gross war das freudige Erstaunen der «Sternen» – Runde, als ein handgeschriebener Brief Churchills eintraf. Weil das Original seit Jahren verschollen ist, musste unser Bild von einer Reproduktion genommen werden, die ich unmittelbar nach Churchills Tod, 24. Januar 1965, für die damalige «Freiämter Zeitung» habe anfertigen lassen. Es erschien in der Nummer vom 26. Januar. Wer gut hinschaut, erkennt oben links die Prägung «House of Commons» (Unterhaus). Der Text ist in verständlicher Eile geschrieben; einzelne Wörter sind gleichsam Stenogramme und müssen erraten werden:

«I thank you sincerely for your very kind message to me that I have received and read with great pleasure. Winston Churchill, 194s»

(Ich danke Ihnen aufrichtig für Ihre freundliche Botschaft, die ich mit grosser Freude erhalten und gelesen habe.)

Man darf annehmen, dass Churchill über das aus Wohlen gekommene Zeichen der Dankbarkeit deshalb so gerührt war, weil es einen Kontrast zu dem schlimmen Schlag bildete, den



I thank you sincerely
for yr kind message
to me wh I have
received & read with
great pleasure.
Winston Churchill
1945

er von undankbaren Landsleuten empfangen hatte. Er erlebte damals einen Szenenwechsel, der ihn erbittern musste. Am 17. August hatte er noch als Premier mit dem USA-Präsidenten Truman und Stalin zusammen die für die Zukunft Europas einschneidende und bis heute folgenschwere Konferenz von Potsdam eröffnet. Am 25. August hatte er dort nichts mehr zu suchen; der farblose Attlee nahm den Sitz des genialen, heldenhaften Churchill ein.

Freilich wurde Churchill in das «House of Commons» gewählt, aus dem er nach Wohlen den Brief schrieb, der wohl als Antwort auf etwas interpretiert werden kann, das aus anderem herausstach und deshalb nicht einfach zu den Akten in den Papierkorb weggeschoben wurde. So kam der FC Wohlen zu einem Dokument schlichter Höflichkeit eines grandiosen Menschen. (1995)

Das grosse Fest der Feuerstühle

Zwar bin ich heute Montag nicht mehr der absolute Laie von vorgestern und gestern. OK-Präsident Louis Hübscher, der an dem wahrhaft blauen Montag in Hilfikon oben mit vielen andern zusammen aufzuräumen begann, nahm einen einfältigen Frögli kurzerhand auf seinen Feuerstuhl, und: «Halt dich gut, indem du die Arme um meinen Bauch drückst. Hab keine Angst, die Kiesgrube hinunter gehen wir nicht. Sicher ginge einer von uns verloren.» Selbstverständlich eine Alternative, die eigentlich keine war. Über den, der verloren gehen könnte, gab es nicht den geringsten Zweifel. Louis war auch im übrigen sehr mild gesinnt. Er fuhr in einem Tempo, das er mit der Zeitlupe verglich. Mir ging es immer noch zu schnell. Er wich den schlimmsten Unebenheiten aus. Mir war es dennoch Angst und Bang.

Ich hatte schon vorher eine kleine Ahnung von der sportlichen Seite eines gigantischen Klamauks. Aber nach einer einzigen Grasmocken – Erdschollen – Kiesgruben – S – Kurve - Hügel- und-Graben-Runde sage ich es, weil ich von den wacker welsch parlierenden Speakern Alvaro Casadio und Peter Breitschmid in unserer zweiten Landessprache mächtig gefördert worden bin (man kann auch aus Fehlern lernen...), zum Teil auf Französisch: «Chapeau bas vor diesen lederigen Feuerreitern.» Ihre sportliche Leistung und ihr Aufwand an Mut und Kühnheit darf durchaus mit dem verglichen werden, was von Ski-Abfahrtsläufern verlangt wird. Etwas Slalom ist auch

dabei. Je schneller einer aus den «Toren» herauskommt, um so hurtiger ist er wieder auf Touren.

Diese Touren sind viel höher als das zu unserm Leidwesen auf Strassen Übliche. Sie gehen durch Mark und Bein. Und einer, der kaum ein Wohler Moto-Cross verpasst, hat gestöhnt: «Das wäre ein verdammt gemütliches Fest, wenn nur diese verdammten Töff nicht wären.»

Damit sind wir bei den 36 800 zahlenden Zuschauern. (Plus 3500 Freibillette plus 1000 Offizielle plus die am Samstag gratis eingelassenen Schulkinder.)

Nur eine Minderheit besteht aus Kennern, «Angefressenen», Fans. Diese reisen Sonntag für Sonntag zu einem Moto-Cross, wissen über Finessen Bescheid. Die wissen genau, dass der Mann hinter dem ersten nicht der Zweite ist, sondern ein Überrundeter. Die schreien, wenn die Seitenwagen-Haller-Haller fällig sind, aber irgendeines Zwischenfalles wegen überfälliger werden, schon wenige Sekunden nach der Fälligkeit: «Ja wo sind denn die Haller-Haller?» Und in ihrer Stimme ist höchstes Entsetzen. Weltuntergang sozusagen. Solches lässt die grosse Mehrheit der Vierzigtausend kalt. Hauptsache, dass man im Grünen ist. Und Hauptsache, dass man nicht einsam im Grünen ist. Traut doch nicht all den Leuten, die ständig über zu viele Leute, über Massenbetrieb jammern. Manch einer fühlt sich verpflichtet, einsam auf eine grüne Wiese zu sitzen. Und es ergeht ihm dann wie jenem, von dem Christian Morgenstern sagt: «Ein nervöser Mensch auf einer Wiese wäre besser ohne sie dran...» Hätten sie Fortschritte in dem von alten Philosophen geforderten Bemühen nach «Erkenne dich selbst» gemacht, dann wüssten sie, dass sie eigentlich eher für einen

«Seid-umschlungen-Millionen-Fez» geschaffen sind denn für eine elitäre Einsamkeit.

Also, der grossen Wohler Moto-Cross-Mehrheit gefällt einmal im Jahr solch ein riesiger Jahrmarkt mit Bratwurstgerüchen (36000 hat mir post festum Verpflegungschef Walter Bircher gemeldet), mit Bier (34000 Bottles) usw. Man flaniert, wenn zwischenhinein die Töff nicht dabei sind. Und sie sind, den wackern Organisatoren herzlichsten Dank, nur mit wohlthätigen längern Abständen dabei. Man grüsst und wird gegrüsst. Besonders freundlich von Gemeinderatskandidaten. Auch ein Herr Pfarrer ist nach getaner Sonntagsarbeit dabei. Warum sollte er nicht? Und «honni soit qui mal y pense»: Die Rennfahrerbräute und die auf dem hintern Sitz herbeigeschafften Leder-Mädchen sind zum Teil auch eines Blickes würdig. Die wenigsten, die hingucken, wünschen sich als Töchter solche Exemplare. Aber hingucken tun wir doch.

Ein nervöser Mensch auf einer Wiese. Aber ich sage euch, es gibt noch Leute, die Nerven haben. Als ich mich vor dem zweiten Lauf des allergrössten aller Moto-Cross-Preise, des «Preises der Nationen» nämlich, davonmachte, waren die Seitenwagen unterwegs. 750 Kubik, notabene nicht nur 250 oder 500. Lauter ging es an dem Tag nicht mehr. Also ich verabschiedete mich lange vor dem grossen Auszug. Und da musste ich sehr behutsam vorgehen, um all die vielen, die friedlich schlummernten, nicht zu wecken. Es ist wohl möglich, dass die auf einer einsamen Wiese nervös geworden wären. Aber in einer mächtigen Unruhe hatten sie ihre Ruhe.

Preise? Die «Kategorie National», die grosse Mehrheit der Beteiligten, besteht aus reinen Amateuren; aus Leuten also, die noch drauflegen. Der Erste von rund 70 erhält 300 Franken plus eventuell Spenden aus dem Publikum. Für jeden eine Spesenentschädigung von 50 Franken. Angenommen, es gewinne einer sämtliche 26 Moto-Cross der Schweiz: Er hat noch nicht einmal den Kaufpreis eines tauglichen Feuerstuhls beisammen. (1973)

Kirchweihe und Chilbi im Niesiberg

Gegen diesen Titel mag man erstens einwenden, das kleine Dörflein, das am letzten Sonntag einen ganz grossen Tag erlebt hat, werde offiziell Niesenberg geschrieben. Das stimmt, aber kein Mensch spricht den Namen so, wie die Landkarte ihn schreibt. Zweitens kann man sagen, Kirchweihe und Chilbi seien im Grunde genommen dasselbe. Auch das stimmt und stimmt wieder nicht.

Mit Worten lässt sich nicht einzig trefflich streiten, es lässt sich auch trefflich nüancieren. Der Mann, der das Programm für den grossen Festtag auf dem Lindenberg redigierte, schrieb für den Vormittag von einem Festzelt, für den Nachmittag von einer Festhütte. Im Festzelt hätte der Festgottesdienst stattgefunden, falls es geregnet hätte. Da haben wir eine sehr schöne Unterscheidung. Ein von einem Abtprimas in einer Festhütte gefeierter Gottesdienst? Nein, das ist nicht auszudenken.

Gottlob konnten die Niesiberger und ihre Gäste auf die Festhütte verzichten. Über dem Freiamt erstand am letzten Sonntag ein Morgen, der nicht herrlicher hätte sein können. In der neuen Kapelle, die eher ein Kirchlein zu nennen ist, haben kaum hundert Leute Platz. Es waren aber einige hundert Männer, Frauen und Kinder gekommen. Sie standen oder sassen (die Zeremonie einer Kirchweihe dauert lange) draussen am Abhang, der zuerst sanft, dann ziemlich steil gegen die Hochebene hinunterfällt, auf der Unter-Niesiberg liegt. Grad auf der Kante, dort, wo das Gemässigte ins Steile übergeht, ist das Kirchlein erbaut worden. Architekt Hans A. Brütsch aus Zug

hat dort einen Akzent hingestellt, der nicht wegzudenken ist. Der Lindenberg hat ein Mal, ein Zeichen, ein Denkmal erhalten, das uns diesen linden, sanften, lieben Berg noch lieber macht.

Herrgott, ist das schön dort oben. Wir sagen das «Herr» und «Gott» nicht so gedankenlos, wie wir das das Jahr durch so oft tun. Ganz hinten die Lägern, vorne dran der Hasenberg; wieder hinten der Albis. Vorne das Reusstal, noch näher das weite Tal der Bünz. Drüben in der Tiefe ein Torfmoor, schwarz wie eine Unterwelt; darüber von ferne glänzende, ja gleissende Schneeberge.

Abt Kälin weihte das Kirchlein, der Sarmenstorfer Pfarrer sprach vor der Kirche die Weihgebete auf deutsch durch einen gottlob wohltemperierten Lautsprecher. Gott sei Dank, man wurde nicht angeschrien, wie das sonst meistens dort der Fall ist, wo Lautsprecher eingerichtet sind. Dann zelebrierte Abt Kälin im Freien die Festmesse. Die Kirchenchöre von Boswil und von Sarmenstorf sangen die Festmesse von Casali. Eine Musikgesellschaft intonierte das «Grosser Gott, wir loben Dich». Schliesslich sang die ganze Gemeinde das Lied: «Ein Haus voll Glorie schauet, weit über alle Land». Kein Lied hätte besser gepasst, obwohl zu sagen ist, dass im Niesiberg oben nicht etwas Glorioses gebaut worden ist. Nein, eher eine kräftige, herbe kleine Burg Gottes. Die Niesiberger Bauern haben sich für eine moderne Bauweise entschieden; und es war ihnen auch jener heutige Maler Gehr recht und willkommen, der am Zugersee so viel Ärger erleben musste. Die farbigen Scheiben Ferdinand Gehrs «wollen nicht, wie das früher gemacht wurde, mit Bildern schmücken» (Gehrs eigene Worte); «sie möchten mithelfen, dass die Kapelle zu einem ehrwürdigen Gefäss werde.» Ferdinand Gehr hat wesentlich mitgeholfen, ein «ehrwürdiges Gefäss» zu schaffen.

Erwähnen wir noch, bevor wir auf die Chilbi zu reden kommen, den Bildhauer Rico Galizia, der das Relief für die Glocke schuf; ferner den Kunstschlosser Ferdinand Hasler, Altstätten. Bewunderung sei auch den Leuten von Ober-Niesiberg erwiesen, die für das Kirchlein Fronarbeit geleistet haben, die geplant haben und gespart. Alles Geld konnten sie nicht selbst aufbringen. Ein Bazar und ein Volksfest sollten mithelfen.

Nach dem zwei Stunden lang dauernden Gottesdienst ging selbst der Gnädige Herr Abt in die Festhütte, um einen Trunk zu genehmigen. Da brauchten andere Leute keine Hemmungen zu haben, und der durstige Berichterstatter einer «ketzerischen» Freiamter Zeitung schon gar nicht. Ich fand im Bazar zu meinem Erstaunen ein Buch, das ich längst schon besitzen wollte: Kierkegaards Tagebücher in der Übersetzung von Theodor Haecker. Ich las schnell einige Sätze der ersten Seite der Einleitung und fand die Stelle: «Der Mensch ist als Geist angelegt. Aber umgekehrt von der andern Seite her: der erschaffene Geist ist als Leib angelegt...»

Geist und Leib, Weihrauch und Bratenduft, Kirchweihe und Chilbi... Darüber liesse sich noch manches sagen.

Was macht ein Schreiber, wenn er hochgemut gestimmt ist? Er dichtet. Hier meine Lobpreisung des Lindenberg, die ohne Verben, Objekte, Attribute und Adverbale auskommen will. Sie will einzig Namen zum Klingen bringen, die, so meine ich, auch eine Art Poesie zustande bringen:

Uezmel Bettmel Challere
Büelisacher Hilfike
Hinderbüel und Niesiberg
Heidehübel Höll und Schlatt

Sarmistorf und Büttike
Guggi Brandholz Wissebach
Bäsibüre Murimoos
Wili Hasli Egg

(1962)

«Die haben aber natürlich gespielt»

Der Dezember bringt den Samichlaus und das Christkind, der Februar die Fasnacht, der Frühling den Osterhas, der Sommer die stehenden Kolonnen auf den Autobahnen, der Oktober die Verstopfung der Lokal- und Regionalzeitungen mit ausführlichen und illustrierten Reportagen über die Heldentaten der Feuerwehr. Im BT vom letzten Montag waren es ihrer sechs Feuerwehr-Schlagzeilen. Die Bilder zeigten die grimmigen Gesichter der zum letzten entschlossenen Feuerwehrleute.

Zwar ist man das seit dem Beginn des Oktobers gewohnt, aber man erschrickt doch jedesmal wieder für einen Moment; dann fühlt man sich erleichtert, wenn man liest, es sei alles nur gespielt gewesen, *gut* gespielt, *natürlich* gespielt. So realistisch gespielt, dass man, wenn man zufällig zu solch einer Aufführung kommt, meint, das sei heiliger Ernst.

Mir hat die Niederwiler Feuerwehr eine Hühnerhaut den Rücken hinunter gejagt, als ich am frühen Nachmittag des letzten Samstags einer Blutwurst entgegen zur Wirtschaft «Gnadenenthal» fuhr. Viel Volk, das sehr erschrocken schien, stand an der scharfen Linkskurve der Dorfmitte. In bangen Gesichtern die stumme Frage, ob es wohl gelingen werde. Ein «gfürchiges» Autowrack an der Strasse; beschwörend winkt ein Verkehrspolizist: «Langsamer, noch langsamer!» Wie ich mich mit äusserster Vorsicht aus der Affäre schleiche, eine Anwendung zum Stehenbleiben und Gaffen überwindend, sage ich zu

meiner Frau: «Ja, das hat wieder einmal böses getätscht», und wir waren froh, noch einmal davongekommen zu sein.

Vor vielen Jahren, als *Friedrich Dürrenmatt* noch lange nicht so berühmt war wie heute, begab ich mich an einem Samstagnachmittag im Oktober zu dem langen Tisch ins «Buffet» und war dort vorläufig allein. So schaute ich halt in der Beiz herum, statt ein Biertischgespräch zu führen. Ganz ennet dran an der andern Wand, weiter weg hätte er nicht sein können, sass einer, der mir zwar als Fremdling vorkam, aber die Idee weckte: «Den musst du doch kennen, den hast du schon gesehen.» Als der Beizer herbeischlurfte, fragte ich, ob er den dort drüben kenne. «Nein, der kam ziemlich besorgt herein und verlangte das Kursbuch.» Plötzlich wusste ich, wohin der Fremde eine Bahnverbindung suchte: nach Neuenburg, wo, wie ich wusste, der Dürrenmatt wohnte – denn mir war die Erleuchtung gekommen: der Dürrenmatt! Er war, wie sich später herausstellte, mit seinem uralten Auto von Zürich, wo er tags zuvor an einer Premiere des Schauspielhauses gewesen war, heimzu unterwegs – was ihm fürs erste misslang, weil mitten im Wohlerdorf sein Auto zu brennen anfang. Da unsere Feuerwehr nahe bei dieser Stelle ihre Hauptübung spielte, war sie im Handkehrum zur Stelle. Und falls dort zufällig einer vorbeifuhr, der zu einer Metzgete strebte, musste dieser Zeuge zugeben: «Momoll, die haben aber natürlich gespielt.»

Selbstverständlich hatte ich längst nicht nur eine Ahnung, sondern die Gewissheit, dass die Feuerwehr etwas vom Höchsten ist. Ich dachte an meine Frankreichzeit zurück. Nichts ist den kleinen Städtliwelten der Grande Nation wichtiger als die Feuerwehr. «Pompieri» nennt man diese heroischen Leute dort.

Als es noch keine Motorspritzen gab, war das *Pumpen* das, was über Sein oder Nichtsein, über Sieg oder Niederlage, über Rettung oder Katastrophe entschied. Also *pompiers!* Und ich erinnerte mich, dass in grösseren Dörfern die Pompieri und die Blasmusik ein und dasselbe sind. Zwar gebe es, liess ich mir sagen, solche, die einzig pumpen, weil sie kein Talent für die Musik haben; umgekehrt seien gute Bläser fürs Pumpen nicht zu haben. Aber beiderlei trage die gleiche Uniform; und die vereinigten Pumper und Bläser führten alljährlich den höchsten Anlass einer respektablen Ortschaft durch, nämlich den «*Bal des Pompieri*».

Nach meinem Niederwiler Schreck kam mir *Karl Valentin* in den Sinn.

Er war für längere Zeit im ehemaligen «Frankfurter Hof» in der Schillerstrasse zu München als Komiker engagiert. Die Bühne war nicht mehr der Zeit entsprechend, Valentin drängte auf eine neue; der Besitzer gab nach, verlangte aber, dass keine Vorstellung ausfallen dürfe. So legte man die neue Bühne in ihren Bestandteilen parat, um sie unverzüglich nach der letzten Vorstellung einzubauen. «Da kam mir eine Idee», schreibt Karl Valentin, dem hier zum Schluss das Wort gegeben wird (Gesammelte Werke, Piper Verlag, München):

Am Abend wurde das übliche Programm heruntergespielt, und dann kam die Schlusskomödie mit der letzten Szene. Als die Gardinenpredigt der Bäuerin zu Ende war, ergriff der Bauer nicht bloss das Wort, sondern auch das Beil und schrie: «Jetzt wird's mir aber amol zu dumm, Himmisapprament!», und ein wuchtiger Hieb zertrümmerte gleich die Zimmertüre, die natürlich nur aus Kulissenplatten und Leinwand bestand. Dann

schrie er zum Fenster hinaus: «Grossknecht, da geh rei.» Ich erschien ebenfalls mit einem Beil – und nun ging es los. Alle, der Besitzer des «Frankfurter Hofes», die Besitzerin, die Stammgäste, das Publikum und die Bäuerin – alle sperrten Augen und Mund auf, als die ganze Bühne vor ihren Augen in Trümmer zerfiel. Sogar die Podiumfussbodenbretter rissen wir auf. Einige Gäste flohen aus dem Saal, weil sie glaubten, die Schauspieler wären wahnsinnig geworden.

Kopfschüttelnd verliessen Gäste die Singspielhalle, und einige meinten: «Die haben aber natürlich gespielt!» (1986)

Irlandnotizen eines Freiämters

Freilich geht man hauptsächlich zu dem Zweck auf Reisen, um mal was anderes zu tun, «pour changer d'habitudes», um aus dem gewohnten Tramp in eine neue Gangart zu wechseln. Also trinkt man in Irland nicht «Lager», das unserem Schweizer Bier gleicht, sondern das rabenschwarze «Guinness». Irish Whiskey muss es sein, nicht der berühmtere und auch bessere Scotch. Und so weiter. Aber ich konnte ein Hobby nicht lassen, nämlich: Zeitungen, Lokalzeitungen vor allem, aber auch viel anderes Schriftliche nach dem abzusuchen, was einem für Land und Leute exemplarisch erscheint; den Leuten aufs Maul zu schauen, um dann die direkte Rede zu zitieren. Nicht um durch das Zitat zu entlarven, wie der bitterböse Karl Kraus dieses Geschäft nannte, sondern um zu versuchen, Typisches zu exemplifizieren.

Gelegenheit, den Leuten aufs Maul zu schauen, gibt es übergenug. Denn ein freundlicheres und redseligeres Volk als das irische kenne ich nicht. Fragt man einen nach dem Weg (und das ist oft nötig, weil die Strassen noch so dürftig signalisiert sind wie bei uns vor einem halben Jahrhundert), dann kommt man für eine Weile nicht mehr weiter. Er gibt keine Erklärung, sondern er hält einen Vortrag, wiederholt das Gesagte, um zu präzisieren, eine andere Variante zu erwägen.

Man setzt sich an eine Theke, und schnell weiss man, dass der Nachbar rechts Gärtner im Stephens-Green-Park ist. Er hat

vier Buben. «Kids» nennt er sie, und Chaplin kommt einem in den Sinn, was angesichts der vielen irischen Stummfilm-Typen immer wieder vorkommt.

Er hat schon zwei Pints hinuntergespült. Ich zahl ihm eine dritte, weil er mir eine Route nicht nur in einem langen Vortrag erklärt, sondern mit einem grossen Kroki grafisch dargestellt hatte. «Wir haben die Reputation, viel zu trinken», sagte er. «Aber das ist reine Legende, das kann ich Ihnen sagen, a pure legend.» Das Bier ersetze ihm das Mittagessen, fügt er bei. Gleich gehe er wieder an die Arbeit. Aber er sass immer noch dort, als ich eine halbe Stunde später wegging.

Witze sind vom Exemplarischsten, was es gibt. Die Reihe «Best Irish Jokes» umfasst einige Bändchen und wird fortgesetzt. Kräftigeres und Groteskeres gibt es in dieser Literatur-Branche nicht.

Vom Trinken war ja schon oben im Vorspann und soeben wieder die Rede. In den «Irish Jokes» lese ich:

Ihrer zwei sind über Land gefahren und kehren Richtung Dublin heim. Sagt der eine zum andern: «Ich glaube, wir nähern uns der Stadt; wir überfahren je länger, je mehr Leute; du solltest etwas langsamer fahren.» Darauf der andere: «Wem sagst du das? *Du* fährst ja.»

Von einer Schweizerreise zweier Irishmen wird berichtet, sie seien auf dem Grossen Sankt Bernhard erschöpft im Schnee stecken geblieben. Ein Bernhardinerhund sei mit dem legendären Schnapsfässlein zu Hilfe geeilt. Meinte der eine: «Ja eben, des Menschen bester Freund.» Darauf der andere: «Und schau mal, welch grossen Hund er bei sich hat.»

Aber Jokes beiseite, also im Ernst:

Im «Irish Independent» vom Donnerstag, 17. Oktober 1974, lese ich das, was Father James Mc Dyer, Pfarrer von

Glencolumbcille, über seine Schweizerreise zu berichten hat. Er rühmt unser Land übers Bohnenlied und hält es, weil er halt ein Prediger ist, seinen Landsleuten als leuchtendes Beispiel für Sauberkeit, Fleiss, Pünktlichkeit vor. «The clean and tidy system of the Swiss» lautet die Schlagzeile.

Gegen den Schluss mündet seine Nehmt-euch-ein-Beispiel-Tirade in den resignierenden Satz:

«Aber vielleicht werden wir halt unserer langen Tradition gemäss weiterfahren, das höher zu schätzen, was ein guter Redner sagt und wie er es sagt, als auf das zu achten, was er tut und wie er es tut.»

Ja, in Irland, da ist das Wort und die Schrift noch was wert. Im Trinity-College wird bekanntlich «das schönste Buch der Welt», das aus dem 8. Jahrhundert stammende «Book of Kells», gezeigt; und nicht viel weniger Schönes aus dem 6. Jahrhundert. In einer kleinen Kirche einer kleinen Stadt, in Killaloe, 23 Kilometer nördlich von Limerick, ist eine Welt-sensation einfach so unbewacht hingestellt, dass sie leicht weg-zuschaffen wäre: das einzige Exemplar auf der Welt, in das sowohl eine Inschrift in Runen als auch gälische Schriftzeichen gemesselt sind. Aus dem Jahr Tausend ungefähr. Und es steht nicht irgend etwas geschrieben, sondern etwas Ergreifendes, wie eine Übersetzung dartut.

Zurück in die Gegenwart.

Für den Strassenverkehr begnügt sich das Irish people nicht mit den wortlosen Zeichen. Worte statt Zeichen, oder Zeichen plus Worte. Eine gefährliche Kurve (es gibt Tausende, denn die Iren scheinen einen Horror vor einer geraden Strecke zu haben: die Strassen sind sehr schmal, die Hecken beidseits hoch und dicht) ist schwarz auf rot eine «dangerous bend», eine

noch gefährlichere. ein «black spot», also eine «schwarze Stelle».

Aufschlussreich sind die feinen Unterschiede mit dem Vortrittsrecht. Bei uns das rote Dreieck, das auf einer Spitze steht. Innen weiss und leer, und diese Leere bedeutet barsch und sehr negativ: kein Vortritt. In England steht noch was drunter: «Give way». Was man so übersetzen kann: «Gib dein Wegrecht dem andern.» Dem Engländer wird also der Vortritt nicht verweigert; er wird aufgefordert, ihn zu verschenken. In Irland ist das noch netter und positiver gesagt: «Yield right of way.» Statt «give» das viel deutlichere «yield» (gewähren, abtreten). Und ausdrücklich ist von einem Recht die Rede, das ursprünglich jedem zustand: Wer zuerst ist, kommt zuerst dran. Oder gemäss dem bekannten Wort: «The early bird gets the worm.»

Ja, die Freiheit. Man weiss ja aus der Geschichte, wie lange und wie schwer Irland bis zur endlichen Trennung von England zu dulden und zu kämpfen hatte. An diesem Kampf waren auch Engländer beteiligt, die das Unrecht einsahen, das England den Irländern jahrhundertlang antat. Jonathan Swift, zum Beispiel, Dekan der St. Patrick's Cathedral in Dublin. Er hat nicht einzig den legendären «Gulliver» erfunden, sondern er kämpfte auch als Anglikaner für die Sache der überwiegend katholischen Iren.

Seinen Grabspruch hat er, Jahre ehe er 1745 starb, selbst verfasst. Er heisst, frei aus dem Lateinischen übersetzt: «...ruht hier, wo seine Empörung seinem Herzen nichts mehr antun kann.» Dann folgt die stolze, selbstbewusste Aufforderung: «Geh, Wanderer, und ahme nach, wenn du kannst, meinen Kampf für die Freiheit.» (Von der Wucht und der Würde des lateinischen Originals ist hier leider wenig mehr geblieben).

«Si poteris» (wenn du dazu fähig bist) tönt wie Hohn. Man steht vor der strahlend blankgeputzten Messingtafel, und ein Toter sagt dir: Ob du wohl zu dem fähig bist, was ich gewagt und gelitten habe ?

Swift, der Engländer in Irland, dann die Iren Yeats, Shaw, Wilde, Joyce und all die anderen. Es gibt Irlandpilger, die ihr-twegen hinreisen. «Willst den Dichter du verstehn, musst in Dichters Lande gehn.» Heinrich Böll schreibt in seinem grossen, dem Umfang nach kleinen, «Irischen Tagebuch» von solcher Pilgerfahrt (wer Bölls Buch gelesen hat, muss Hemmungen überwinden, ehe er darangeht, seinerseits ein paar Notizen über Irland zu wagen):

Ich bin nicht nach Dublin gereist, um Joyce zu suchen, dessen «Ulysses» ich trotz mehrerer Anläufe nie «geschafft» habe. Aber ich habe einen gefunden, den ich gar nicht suchte: den Samuel Beckett.

Ich ging zum erstenmal in Irland weilend durch die Strassen Dublins und wusste: Von diesen Gestalten in den zerschlossenen Kleidern und den uralten Schuhen, die in ihrem Elend eine gewisse Würde bewahrt haben, hast du nicht einzig gelesen, die hast du schon gesehen. Wo nur gesehen?

Es ging lange, bis ich das wusste: Auf der Bühne, in «Warten auf Godot».

Kaum heimgekehrt, nahm ich das Buch zur Hand. Und ich erkannte: das ist irisch, irisch, irisch.

Ich sah manche Estragon und Wladimir auf Godot warten. Arme Teufel, mit weit, weit im Hintergrund einem Ideal.

Zu Beginn ihres Wartens auf Godot unterhalten sich Wladimir und Estragon lange über die beiden Schächer am Kreuz. Ich zitiere: «Schweigen. Estragon dreht seinen Fuss hin und her

und bewegt die Zehen, damit sie besser auslüften können. ‚Einer von den Schächern wurde erlöst.‘ Pause. ‚Das ist ein guter Prozentsatz‘. Pause.»

«It could be worse», es könnte schlimmer sein, ist, nach Böll, der typischste irische Spruch. 50 zu 50 sei eine gute Chance, als Schächer ins Paradies zu kommen, rechnen die Irländer Estragon und Wladimir.

Womit wir bei der irischen Religiosität wären. Man sagt: «Sie haben soviel davon, dass sie ihretwegen kämpfen, aber nicht genug, um mit Andersgläubigen im Frieden zu leben.»

Ich will mich zu der bösen Sache mit Ulster nicht mit Vermutungen auf die Äste hinaus wagen. Aber ich glaube, es sei dort nicht in erster Linie der religiöse Fanatismus im bösen Spiel. Da sind weiter reichende Differenzen. Die eingeborenen Iren sind punkto Herkunft und Mentalität weiter von einem Engländer weg als ein Innerschweizer von dem, was der einen Sauschwaben nennt.

«Saxons», also Sachsen, werden die Engländer von den keltischen Iren genannt. Lieber noch «Base, brutal and bloody Saxons». Was man mit «gemeine, brutale, verdammte Sachsen» übersetzen könnte.

Eigentlich wollte ich ja hauptsächlich, nach «Freiämter Notizen»-Manier, Lokalzeitungen zitieren und meinen Senf dazu geben. Aber ich bin abgeschweift, und es bleibt wenig Platz mehr.

Immerhin das:

In einem Fernsehspot empfiehlt sich der Dubliner «Evening Herald» mit einem Slogan, der so übersetzt werden kann: «Wir bringen euch das, worüber ihr klatschen könnt.»

Kaum gehört, den «Evening Herald» gekauft. Die hatten nicht zuviel versprochen. Auf der ersten Seite Verkehrsund andere Sünder mit Name, Vorname, Strasse und Wohnort.

Der Farmer John Dunne, aus Graigue, Gortnahoe, wurde wegen Tierquälerei mit 15 Pfund gebüsst. Alle Details, auch die der Gerichtsverhandlung.

Patrick Loughlin, Junior, Gowran, 20 Pfund Busse für gefährliches Fahren und 5 Pfund, weil er nicht anhielt, als die Polizei das wünschte. Sechs Monate Billett weg. Und so weiter. Alles auf der Frontseite gleich neben dem Bericht über die Gefängnisrevolte in Belfast.

In Arklow, einer Stadt von der Grösse Wohlens, kaufte ich mir an einem Montagmorgen den «Wicklow People» vom Freitag zuvor, sozusagen den «Wohler Anzeiger» jener Gegend.

Da steht nichts, aber rein nichts, was ausserhalb einer Region passiert ist, aber fast alles, was an Kleinigkeiten die Dörfer und Städtlein bewegt. Der Krämer soundso (voller Name) hat die Butter einen halben Penny teurer verkauft als erlaubt. Ein ganzes Pfund Busse. (In Irland gehen die Preisüberwacher, Stichproben vornehmend, einkaufen, um dann die Ware wieder zurückzugeben, wenn sie das Examen beendet haben.) Der Gemeinderat von Wicklow hat eine Klage behandelt Buben betreffend, die an der Fitzwilliam Road Steine werfen. Ein weiser irischer Gemeinderat: Das Bauamt wurde angewiesen, alle dort herumliegenden Steine einzusammeln.

Kurz: die bringen euch das, worüber ihr klatschen könnt. Und zwar offen und fair. Stimmt einmal was nicht, dann wird unverzüglich auf der ersten Seite berichtet. Und zwar nicht verklausuliert und schäbig, sondern ausführlich. Das tönt dann etwa so: «Das war nicht korrekt. Unser Mitarbeiter Alan Brien

gibt zu, dass sein Bericht falsch war (,wrong'). Alan Brien entschuldigt sich usw.» Das kommt auf der Frontseite in einem Kästchen, und zwar nicht erst nach einer Gerichtsverhandlung, sondern in der erstmöglichen Nummer. Und wer meint, dieser Alan Brien habe was ganz Böses verbrochen, der irrt sich. Hierzulande passiert das, was dem Alan Brien unterlaufen ist, nicht selten, und der Zeitung fällt es nicht ein, nur ein klein wenig zu berichtigen.

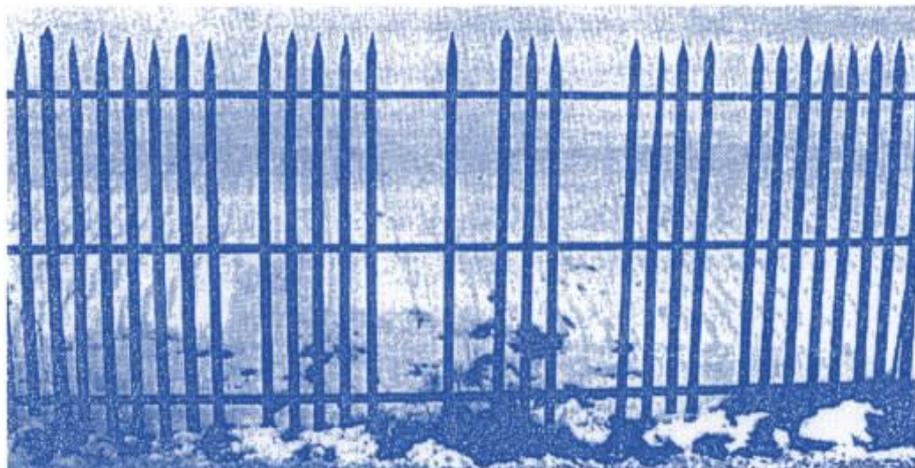
Zu gerne würde ich über das erzählen, was ich neben dem Geschriebenen und Gehörten erfahren habe: das Land, die Landschaften, die Wiesen, Wälder, Paläste, Bauernhöfen, Seen, Klippen. Und über das schreiben, wovon dort alle ständig reden: über das Wetter. (Es war viel besser als hierzulande zu der Zeit.)

Über Irland zu schwärmen, dünkt mich aus manchen Gründen zu billig. Aber sehr lieb ist mir dieses Land geworden. (1974)

Playing Fence

Christo heisst (oder nennt sich) jener Mann, der möglichst grosse Häuser verpackt, als wären sie Pakete, der das dann fotografiert und die so gewonnenen Poster für teures Geld auf den Kunstmarkt bringt, wo sie flott gekauft werden. Vor einigen Jahren hat er kilometerweit durch eine Wüste – in Kalifornien, wenn ich richtig gehört, gelesen habe – einen Hag (englisch *fence*) gebaut und ihn, ehe er fotografierte, einen rennenden (running) getauft: «*The Running Fence*».

Auch in Wohlen haben wir einen sehr langen Hag. Wollte man den abschreiten, müsste man über zweitausend Schritte tun. Ich schätze den Hag, eigentlich sind es, links und rechts des «Gösliker Chilewegs», ihrer zwei, insgesamt wohl einen Kilometer lang. Ich nenne ihn *The Playing Fence*, englisch muss heutige Kunst unbedingt angeschrieben werden, denn unser Hag ist *Kunst*, die, freut euch, o Bürger, im Besitz der Gemeinde, also Allgemeingut ist. Man findet ihn im Bereich des grossen «Bleichiareals». Der Hag und ich sind gute Bekannte, weil er nicht weit von meiner Heimstätte sein Spiel treibt; einer meiner Wege in mein grosses Dorf «Kleinparis» führt an ihm vorbei. Das hier präsentierte Foto hat *Walter Schwager* veranstaltet. Wir haben lange überlegt, *welche* Takte aus einem Hag-Spiel wir auswählen sollten, wobei die Wahl zur Qual wurde, denn unser Hag spielt auf mannigfaltige Art. Vor Jahren meinte ich, man sollte von einem *sterbenden*, also von einem *dying fence*, reden; aber nun gefällt mir *playing* besser; ich werde



meine Wahl noch zu begründen versuchen. Man kann über *Christo*, über *Joseph Beuys* und Konsorten, Kohorten, über die Legion Nachahmer spötteln, soviel man will; aber man muss zugeben, dass sie uns Augen gemacht haben für die Kunst und für die «Kunst», die allüberall ist. Und so nimmt einer einen Schlarpen, verspraygoldet ihn und bringt ihn unbehelligt dort hin, wo für einmal kein Jury-Cerberus seines Amtes waltet: in das Kunsthaus unseres Kantons. *A di L.* heisst bekanntlich der Mann mit dem goldenen Schuh. «Das Beste von allem», hat mir einer gesagt, der viel von heutiger Kunst versteht.

Vor ein paar Jahren in Basel. Eigentlich wollte eine Sektion meines Familienvereins, es war an einem Karsamstag, ins Elsass wandern, essen, trinken fahren. Vor Basel schlug ein mildes Karfreitagswetter in schneeige Ostern um. Also gingen wir ins Kunsthaus, es gibt in unserem Land kein besseres, und als wir endlich den obersten Stock erreicht hatten, rief eine meiner Begleiterinnen warnend aus: «Da darf man nicht weiter, da wird umgebaut.»

Umkehren wollten die, welche ich unverzüglich *Idioten* schimpfen wollte, aber ich milderte auf *Ignoranten* und dozier-

te: «Das ist von *Joseph Beuys* und hat zumindest Fünfstelliges gekostet; Sechstelliges ist nicht auszuschliessen.»

Dieses Teure bestand zur Hauptsache aus rostigem Stahlblech, auf dem alte Autobatterien herumstanden; im Hintergrund ein flauschiger, schmutziggrauer Vorhang an einem Holzgestell; gefaltet; die Falten mit einem Verfestigungsmittel zu sozusagen barocken Marmorfalten fixiert.

Mein Auditorium schüttelte jenen Körperteil, in dem der gesunde Menschenverstand vermutet wird; meine Verteidigung des cleveren Joseph Beuys richtete vorderhand nichts aus; aber nachdem wir das grosse Haus verlassen hatten, gingen wir einer etwa hüfthohen Bruchstein-Mauer entlang, die seitlich das Basler Kunsthaus begleitet. Deckplatten auf der Mauer. Auf einer Platte eine Flasche, nichts als eine einzige einsame leere Flasche. Aber wir blieben stehen; eine Flasche, nichts als eine Flasche, aber es war uns, wir erblickten zum ersten Mal im Leben eine Flasche *ganz und gar*, nicht einfach so nebenbei oder gar nicht. Welch eine Flasche! *Courbet* hat, es ist über hundert Jahre her, einmal eine Birne gemalt, nichts als eine Birne. «Nichts als eine Birne», hat ein Kritiker geschnödet; worauf Courbet gesagt haben soll, oder vielleicht hat das einer seiner Verteidiger gesagt: «Mais regardez, quelle poire!»

Mit «*welch eine Flasche*» behielt ich leider nicht das letzte Wort. Eine Begleiterin, die immerhin auch ganz anders hingeguckt hatte, als sie das vor ihrer Begegnung mit Beuys getan hätte, spendete den Schlusspunkt: «Also jede Flasche Kunst; jede ‚Flasche‘ ein Künstler.»

Welch ein Hag, mein Wohler Hag. Kein braver, phantasieloser, strikte regelmässiger, seelenlos wie ein Metronom tickender,

wie eine stur ausgerichtete Ehrenkompanie strammstehender Hag. Ich träume von einer Reihe Soldaten; sie stehen auf der Flugpiste; Breschnew oder ein grosses Tier dieses Genres wird erwartet, kommt die Treppe herunter, trippelt altersschwach über einen roten Teppich, schreitet eine Reihe Soldaten ab; nach acht Uniformen in Reih und Glied fehlt einer; dann ist die militärische Welt fünfmal in Ordnung; dann fehlen zwei; einer allein; einer fehlt; dann ihrer drei, zwei fehlen und so weiter.

Ein Traum. Niemals wird das Wirklichkeit; Breschnew und alle andern hohen Tiere würden böse; Spass und Spiel und Phantasie und das, was weit von einem sturen Plan weg ist, ist diesen Mächtigen ein Ärgernis. Man könnte ihnen sagen, ein stures *Metrum* und ein über diesem *Metrum* sich tummelnder *Rhythmus* machten einen Reiz der Musik aus. Und, um bei der Musik zu bleiben: der den einen Ton verlängernde, den folgenden kürzende *Punkt* ist *Würze*. Eine *Synkope* schafft eigentlich Unordnung, aber auch sie ist *Würze*. Das Klavier hat nicht einzig schön soldatenhaft aufgereichte weisse Tasten; es sind auch schwarze in Zweier- und Dreiergruppen dazwischen; eigentlich eine schwarze Störung einer Parade in Weiss. Das hat bekanntlich damit zu tun, dass die Tonleitern nicht ganz den Leitern gleichen, mit denen man Kirschbäume besteigt; die *richtigen* Leitern müssen strikte immer gleiche Abstände wahren; bekanntlich machen die Tonleitern zwischenhinein *halbe* Abstände.

Und da wäre, angesichts eines alten Hags, noch manches zu sagen. Vielleicht auch das noch: Wirklich *playing*, oder doch *dying*? Von *Synkopen* war oben die Rede. Das Wort hat auch eine medizinische Bedeutung, die ein Wörterbuch so definiert: «Mit plötzlichem Bewusstseinsverlust verbundene Störung der Gehirndurchblutung.» (1982)

Meine Scilla von Büelisacher

Die Überschrift lässt eine Liebesgeschichte vermuten. Stimmt. Aber meine Geliebte ist in diesem Fall nicht aus Fleisch und Blut, sondern eine Pflanze.

Ich kann das Datum einer Liebe auf den ersten Blick, die nun vorläufig 35 Jahre alt geworden ist, deshalb genau nennen, weil ich in einem arg verschlissenen Buch zur Bestimmung der Pflanzen Ort und Datum einer neuen Bekanntschaft eingetragen finde. Für die Scilla von Büelisacher der 1. April 1944.

Auch ich lebte einst in dem weitverbreiteten Irrtum, die eher prosaische Kennerschaft sei einem poetischen Blumenerlebnis hinderlich. In einer Schule während des Sommerhalbjahrs am Mittwoch auf dem Stundenplan «17 bis 19 Uhr Botanisches Praktikum». Ich fand das schrecklich. Wir ärgerten den Lehrer, den wir «Ochs» nannten; und er ärgerte uns.

Auch Literaturgeschichte stand auf dem Stundenplan. Wir hörten von der «blauen Blume der Romantik», die es, wie uns der hochverehrte Arthur Frey sagte, botanisch gar nicht gibt. Wir waren jung, schwärmerisch, liebten Novalis und die andern. Ihre blaue Fantasieblume hat dem guten «Ochs» die Schau gestohlen.

Wenn «Ochs» wüsste, wie dankbar ich ihm heute bin. Lasst euch sagen, ihr Antiautoritären, wie froh einer ist, dass er seinerzeit zu gewissen Sachen *gezwungen* wurde: zum Erlernen

eines Musikinstruments *verpflichtet*, also *gezwungen*; zur Handhabung eines Buchs zur Bestimmung von Pflanzen *gezwungen*. Usw.

Aktivdienst. Zweite Mobilmachung an Pfingsten 1940. Jener Mai war für Hitlers Blitzkrieg gegen Frankreich ein Mai, wie er «im Buch steht», in den Gedichtbüchern steht. Lange Zeit blau, blau; etwas Günstigeres konnte sich Hitlers Flugwaffe nicht wünschen.

Ich hatte Glück in jenem Unglück: Mit meiner Sappeur-Kompanie in guten Baracken auf der «Ampfern»-Höhe. Irgendwie musste man dort die Freizeit ausfüllen. Ich begann, weil dort im Jura im Maien so vielerlei Blumen blühten, zu botanisieren. Schaffte mir eine Pflanzenpresse an, legte die bestimmten Exemplare zwischen dunkelgraue Löschblätter. Und zu meiner Überraschung fingen manche meiner wie ich «gemeinen» Kameraden – ich habe es nicht einmal zum Gefreiten gebracht – mitzumachen an. Sie arbeiteten in drei Schichten, während ich einen «Flohnerposten» hatte. Sie kamen müde von der Nachtschicht, die Gesichter grau von Zementstaub; bauten Bunker; pflückten auf dem Heimweg eine Pflanze, brachten sie mir mit der Frage: «Hast du die schon?»

Man kennt die teilweise nahezu geniale Gabe der Soldaten aller Länder, spöttische, meistens irgendwie *liebevoll*-spöttische Wörter zu erschaffen, die alles ein wenig ins Erträgliche «verfremden». Mein Herbarium wurde zu «im Franz sin Heustock». Ein treffliches Wort, das mich einmal fast zu Tränen rührte.

Das kam so: «Ampfern» mussten wir verlassen. Was eine «Dislokation» nach langen Monaten bedeutete, wissen die, welche

dabei waren. Ich bat den Feldweibel, mein Herbarium zu der Bagage zu geben, die auf Fahrzeuge verladen wurde.

Als alles marschbereit schien, hatte unser Feldweibel nurmehr eine einzige letzte Sorge: «Händ er im Franz sin Heustock?» erkundigte er sich bei denen, die zu laden gehabt hatten. Sie hatten; und so konnten wir losmarschieren. Die meisten taten das mit Galgenhumor; ein einziger hatte beim Abmarsch Grund, tief gerührt zu sein. Welch guter, menschen- und blumenfreundlicher Feldweibel.

Es gibt verschiedene Arten, sich und andern zu melden: Seht, es ist wieder Frühling! Meine Schwiegermutter, in ihrer Jugend eine Berliner Göre, wurde von meinen Kindern immer wieder zu «berlinern» gedrängt.

Natürlich gefielen ihren Enkeln und auch mir die eher derben Sachen. Jahrelang war ein Liedchen ein Hit, das so ging: «Wenn de Pennebacken / Uf de Wiesen kacken / Dann wird's Frühling, Frühling in Berlin.» *Pennebacken* sind in Berlin das, was in Paris die *Clochards*. Pennen gleich herumliegen; backen im übertragenen Sinn «daliegen wie ein Klumpen Teig».

Mein grösstes Frühlingserlebnis ist eine Pilgerfahrt von wenig Kilometern von Wohlen aus nach Süden: dorthin, wo der von Kallern den Lindenberg herunterstürzende «Höllbach» in einem kleinen Paradies endet. Das ist bei «Büelisacher». Dort wachsen an einem richtigen, munteren Schubert-Bach tausend blaue *Scilla bifolia*; eine Pflanze, die auch früher nur stellenweise vorkam und heute eher selten geworden ist.

Ein wundersames Blümchen. Es ist in allen Teilen, wirklich in allen Teilen, die da Blütenblätter, Blätter, Stiel sind, viel zierlicher als die für die Gärten gezüchtete *Scilla sibirica*.

Ich pilgere meist um den Josefstag herum oder genau an dem Tag, der heute einfach der 19. März ist. Wer wird heute noch *Josef* getauft oder *Franz*? «Seit langem niemand mehr», antwortete mir der Wohler Zivilstandsbeamte am Telefon.

Freilich gibt es im Freiamt noch «Seppi-Vereine», und denen braucht man nicht zu erklären, dass der 19. März nicht ein Tag ist wie alle andern.

Der «Seppi-Tag» 1979 war ein guter Föhntag. Im Prinzip habe ich nichts gegen den Föhn; im Frühling eher etwas dafür, denn er bringt ja Wärme.

Auf dem Weg zu meiner Büelisacher-Geliebten kam mir die Geschichte eines Engländers namens Bradford in den Sinn. Im Säuglingsalter erblindet. Mit fünfzig Jahren durch neue ärztliche Kunst sehend gemacht. Ein Journalist und ein Psychologe durften ihn in den ersten Wochen seines Sehens begleiten.

Der Geheilte war enttäuscht und missmutig. Man zeigte ihm den Mond. Da fehle ja ein Stück, murrte Bradford. Man zeigte ihm junge Frauen. Die habe er sich schöner vorgestellt, maulte unser Engländer. Man entführte ihn dem nebligen London Richtung Karneval von Lissabon. Er wurde aufs Land hinausgebracht. Dort pflückte er eine gelbe Blume und sagte, der Anblick einer Blume sei es wert, sehend zu werden.

Mein 35. Frühlings-Rendezvous mit meiner Büelisacher-Scilla war anders als alle frühern.

Zu Pflanzen könne man, ja *müsse* man reden, heisst es neuerdings. Es soll da erstaunliche Experimente geben, die Richtung Aristoteles weisen, der den Pflanzen eine Seele attestierte. Also sprach ich zu *einer*, indem ich *alle* meinte: Ich liebe dich mehr als je; weil du mit einer Wohltäterin verwandt bist. Schon die Griechen, von denen dein Name kommt, wussten um die Heilkraft der Zwiebel deiner am Mittelmeer wachsenden Schwester *Scilla maritima*. Seit einigen Jahren wird ihr *Proscillaridin* genannter Zwiebelsaft zu einem Medikament verarbeitet, das jenen Herzen hilft, die nicht mehr so narrensicher wie ein Metronom ticken. Ein Arzt verschrieb mir das. Man kommt so auf gewisse Gedanken, wenn ein Metronom stottert.

Ob ich dich noch einmal sehen dürfe, fragte ich mich und dich, damals als Zwiebel Verborgene, als ich im letzten Spätherbst bei deinem Höllbach Richtung «Jägerstübli» Kallern zu einer Metzgete abbog. Und nun darf ich. Ein Scilla-Geschenk hat mitgeholfen.

Menschen, die Französisch können, jammern gerne: «Partir c'est toujours mourir un peu.» Aber Querulanten meiner Sorte sind darauf aus, Sprichwörter und anderes mehr auf den Kopf zu stellen. Darum sage ich dir: «Revenir c'est toujours ressusciter un peu.» Was heisst: Wenn jedes Abschiednehmen ein kleines Sterben ist, dann ist jedes Wiedersehen eine kleine Auferstehung.

PS. Dieses Geschichtlein wurde im Vertrauen darauf geschrieben, dass Leute, die meiner Scilla gefährlich werden könnten, diese Beilage ohnehin ungelesen beiseite zu legen pflegen. Aber nun doch die Bitte: rührt sie nicht an. Und der Hinweis: die in jedem einschlägigen Geschäft erhältlichen Zwiebeln der *Scilla sibirica* wachsen in jedem Garten gerne zu einem guten Ersatz für die wilde «Bifolia» heran. (1979)

Nur wo frische Gräber sind, ist Leben

Mistras, einige Kilometer westlich von Sparta, ist um Jahrtausende weniger tot als, zum Beispiel, das in der benachbarten Argolis von Schliemann ausgegrabene Mykenä. Aber *Mistras* wirkt viel toter. Ein uraltes, nahezu versteinertes Skelett schreckt mich weniger als eine verwesende Leiche. *Mistras* ist noch nicht tot genug. Die Stadt wurde erst 1248 von dem Franken Guillaume de Villehardouin gegründet und später von den Byzantinern erobert, unter denen sie zu grosser Bedeutung wuchs. Um 1680 wohnten ihrer 42000 an dem steilen Hang, der an unser oberhalb *Ascona* liegendes *Ronco* erinnert. Um 1770 die Türken, von denen sich *Mistras* nie mehr erholte.

«Du gehst hindurch und schaust dich um, / Die Strassen sind so trüb und nass / Und sind so tausendjährig stumm / Und überall wächst Moos und Gras.» Wenn man tausendjährig durch hundertjährig ersetzt, treffen die vier Zeilen aus Hesses *«Ravenna»* zu. In der Nacht hat es heftig geregnet, und noch ist die Sonne hinter dem Gewölk. Den Häusern fehlt das Dach, oder es sind nur mehr die Grundmauern zu sehen. Einige Kirchen sind restauriert. Ganz oben das *Pantanassakloster*. *Pantanassa* heisst *«Königin der Welt»*. Ein mächtiger, schöner Name. Vier feierliche *a* und das starke doppelte *ss*.

Ob wenigstens dort oben noch jemand lebe, sinniere ich beim Hinaufsteigen. Dann: *«Sieh dort, ein frisches Grab, hier leben also noch Leute»*, sage ich zu meiner Begleiterin, und ich finde unverzüglich, da hätte ich ganz spontan etwas Merkwür-

diges gesagt: ein Grab, ergo Leben? Man möge mir glauben, dass der Ausruf nicht eine bewusste, gemachte Feuilleton-Figur ist. Ich war von dem vielen Wein am Abend zuvor eher weich im Kopf, und ich dachte lieber nicht an das ferne «BT am Samstag», obwohl das an einem Samstag war.

Später fand ich, mit dem unüberlegten Ausruf sei ungefähr das angetönt, was Dichter und Philosophen zu allen Zeiten gemahnt haben: Leben und Tod, Tod und Leben sind eines. Wo Lebende sind, sind auch die Toten; nur dort, wo man Tote begräbt, gibt es noch Lebende.

Tote ohne Lebende ist das Furchtbarste. Peter Bamm über den Untergang Mykenäs: *«Die Katastrophe, die die Stadt getroffen hat, muss furchtbar gewesen sein. Selbst die Ruinen blieben unbewohnt. Das Schicksal hatte niemanden übriggelassen, das Unglück zu beweinen. Und Homer schweigt.»*

Nur ein Leben auf den Tod hin ist ein richtiges Leben; und ein so gelebtes Leben braucht nicht griesgrämig zu sein; ganz im Gegenteil.

Am selben Abend hielt ich zum Übernachten in *Andritsaina* an, einem Bergstädtchen Arkadiens, von dessen Existenz ich bis dato nicht die leiseste Ahnung gehabt hatte.

Eigentliches Heimweh habe ich nie gekannt. Aber ich kenne gut die abendliche Melancholie des Reisenden, die Dante in zwei Terzinen in ergreifenden Moll-Tönen gesungen hat. Die sechs Zeilen aus dem 8. Gesang des *Rurgatorio* sind in Italien ebenso geflügelte Worte wie die bei uns bekannten *«Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate»*.

«Era già l'ora...» Frei und nur in Bruchstücken übersetzt: Es war die Stunde, in der der Reisende an die *«dolci amici»* zu-

rückdenkt, die er verlassen hat... und es scheint, der Tag weine, weil er stirbt (*«Paia il giorno pianger che si more»*).

Also wieder der Gedanke an das Sterben. Und seit Mistras war ich von Hesses «Ravenna» kaum mehr losgekommen: *«Das ist wie alte Lieder sind – / Man hört sie an und keiner lacht / Und jeder lauscht und jeder sinnt / Hernach daran bis in die Nacht.»*

Aber als ich beim Einnachten durch die Hauptgasse eines Städtchens ging, das fast genau so an einem bewaldeten Abhang liegt wie das zu tote Mistras, erlebte ich ein Leben und Treiben, das tröstlicher und lebendiger nicht hätte sein können.

In Andritsaina scheint seit Jahrzehnten kaum eine sogenannte Entwicklung stattgefunden zu haben. Eine Welt wie aus alten Büchern und in alten Bildern. Aber eine Welt, die an dem späten Samstagabend prallvoll von einem tätigen Leben war.

Ein arkadisches Seldwyla. Vergiss den doch etwas *zu* viel jammernden Dante, und denk lieber an unsern Gottfried Keller, der vielleicht nicht so gross war wie der grosse Italiener, der aber etwas hatte, was dem Alighieri fehlte: Humor, *«...hämmernten, nähten, schusterten, klebten, schnitzelten, und bastelten gar emsig darauf los, um den langen Tag zu benutzen und einen vergnügten Abend zu erwerben, den sie nunmehr zu würdigen verstanden.»*

Dem Keller-Zitat muss ich beifügen: webten, wogen mit Schalen und Gewichtsteinen, besorgten sich den Sonntagsbraten bei dem Metzger, dessen Einrichtung aus wenig mehr bestand als aus einem Spaltstock von einem Meter Durchmesser, einem Beil und einem Messer. Er hackte erst dann einen Hapfen von einem an einem Haken hängenden rosahäutigen Schaf weg, wenn ein Kunde eingetreten war.

War der gegangen, setzte sich der Metzger in eine Ecke, oder er trat vor sein Verkaufslokal, das weit offenstand.

Mädchen holten Wasser von einem Brunnen, der auf griechische Art wie ein Altar aussah. Griechische Brunnen haben keine Tröge. Für die Tier-Tränken wird das Wasser weggeleitet. Der Wasserhochaltar ist rein nur für die Menschen da. Die Wasserkrüge der Mädchen waren zwar aus Kunststoff, hatten aber die Form jener Gefässe, die man in den Museen bewundert.

In der Schenke legte der uralte Kellner, der mir den Aprikosenschnaps serviert hatte, beim Danken für das geringe Geld die Hand aufs Herz. Dabei hatte ich ihm kein besonderes Trinkgeld gegeben. Am andern Morgen eilte das Mädchen, das mir die Bagage heruntergetragen hatte, zu einem Topf Basilikum, zupfte zwei Blütenzweige ab, um sie mit einem artigen Knicks und einem allerliebsten Lächeln meiner Frau und mir zu überreichen.

Beim Wegfahren schaute ich mich nach dem Friedhof um, der meine gute Laune nicht zu stören vermochte. Wo soviel gutes, tätiges, frohes Leben ist, da gibt es halt auch einen Friedhof.

Eine Nacht ohne störende Laute – Hahnenschreie stören mich nicht – und ein strahlender, makellos blauer Sommersonntagmorgen mitten im Oktober, dann die Vorfreude auf Olympia liessen mich Mistras vollends vergessen. «Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt» und so...

Olympia wäre auch ohne Ruinen ein Erlebnis. Es liegt in einem fruchtbaren, lieblichen Tal. Eine Art Parklandschaft. Es war Sonntag, freier Eintritt, und viele einheimische Sonntagsausflügler tummelten sich mit Kind und Kegel über die uralten

Stöcke und Steine. Gerne hätte ich in dem allerersten Olympischen Stadion eine Runde gedreht, aber ich wollte ein Aufsehen vermeiden.

Zwei Tage später kam ich doch noch zu einer klassischen Runde, die eigentlich keine ganze Runde sein konnte, weil ein antikes Stadion kein O, sondern ein sehr in die Länge gezogenes U ist.

Das Stadion des Heiligen Bezirks von Delphi liegt weit oben. Die meisten Besucher haben weiter unten übergenuß Klassik konsumiert, fühlen sich überfordert und überfüttert; das Hellenistische fängt an, ihnen aufzustossen. Auch haben die Füße genug. Also lassen sie das Stadion oben liegen.

Ich war mit meiner Begleiterin zu der späten Stunde allein und startete. Am Schluss renommierte ich mit dem Endspurt und warf als Sieger die Arme in die Höhe. «Du tust genau so blöd wie dein Sohn Th., der ja auch ständig mit seinen Armen fuchtelt», schnödete meine Frau mit ernüchternder Lässigkeit. «Bin der Erste, musst verstehen», machte ich geltend. «Und ebenso der Letzte», entgegnete sie trocken, worauf es nichts zu entgegnen gab.

Aber wiederum, wie in Mistras, gaben lose hingeworfene Worte zu denken.

Erster und zugleich Letzter. Ist es nicht so, dass man sich zu gerne *so* vorkommt? Das Jahr Null ist das Jahr unserer Geburt; und wenn *ich* aufhöre, hört alles auf.

Am Allerseelentag und auch sonst an die zu denken, die vor uns waren, ist auch eine Art Denkmalschutz; und an die zu denken, die nach uns kommen werden, ist Christen-, Juden-, Heidenpflicht. (1975)

Vom Rasenmäher zur Schneeschaufel

Die südliche Breitseite meines an einem sanften Hang gelegenen Hauses bildet mit einem Anbau einen rechten Winkel, der zur Sonnenseite offen ist. Die kalten Winde kommen dort nicht zu, wo ein *echter* Lorbeer (*Laurus nobilis*; der mit den Blättern, die den Braten würzen) über dreissig Winter überstanden hat. Freilich genügt die Gunst des wohlthätigen Winkels nicht. Jeweils spätestens um den Samichlaustag verpasse ich meinem noblen Lorbeer einen Wintermantel aus dürrer Laub. Und weil auch eingehüllte immergrüne Blätter Wasser brauchen, wird sein Wurzelwerk – besonders bei Frost – fleissig begossen. «Die Leute meinen, die frisch gepflanzten Sträucher und die jungen Bäume erfrieren im Winter. Stimmt nicht; sie verdursten bei längerem Frost», sagte mir vor Jahren der letztthin leider verstorbene Gärtnermeister G.

In dem guten Winkel fühlt sich auch ein grüner Teppich wohl, den ich Rasen nennen würde, falls er, der nie gewässert, nie gedüngt wird, rein nur aus Gras bestände.

In unserem ausserordentlich lange Zeit milden und schneelosen Winter 1987/88 blieb mein «Mätteli» bis vor kurzem saftig grün; und in dem geschützten Winkel wuchs das Gras eine Handbreite hoch. An dem reinblauen, sonnigen Montag, 22. Februar, kam eine meiner Schwiegertöchter, eine Bauerntochter, vorbei und spöttelte als eine, die mit Gras und Tieren vertraut ist, liebenswürdig lächelnd: «So schönes Gras; du solltest dir Chüngel zutun.»

Am andern Morgen brach unsere italienische Haushälterin

in ein Entsetzen aus, als ich mich in dem Winkel mit dem Rasenmäher zu tummeln begann. «Aber Herr S., man wird Sie für verrückt halten; in die Zeitung werden Sie kommen; im Februar den Rasen mähen; hat es das schon gegeben!»

«Zumindest das, was in *meine* 'Zeitung kommt, bestimme ich», entgegnete ich grossmäulig, «die andern sind mir Wurst.» Und ich kam auf eine Idee: das muss in die Zeitung. Die Leute sollen durch *Anschauliches* innwerden, was sie *theoretisch* längst wissen: Unser Winter ist einer von denen, die früher in Chroniken festgehalten wurden. Hundert Jahre später stehen Wetter-Abnormitäten im «Freiämter Kalender». Und ich stellte mir grössenwahnsinnig vor, wie im Jahr 2088 ein Kalendermann berichtet: «Vor hundert Jahren war der Winter so lange so mild, dass ein F. S. vor seinem Haus am 23. Februar den Rasen mähen musste.» (Musste? Ich mähe ohne Motor. Wenn das Gras zu hoch wird, bereitet der Handbetrieb zu grosse Mühe.)

Später schlug ich mir die Zeitungsmittelung aus dem Kopf, verzichtete also vorderhand auf Nachruhm. Aber als ich auf die Stunde genau eine Woche später auf einen drei Hand breiten hohen Schnee losrückte, fand ich endgültig, das müsse in die Zeitung; als Beitrag zu dem Thema: Der Winter kommt *immer*; am liebsten dann, wenn die Leute meinen, er sei vorbei.

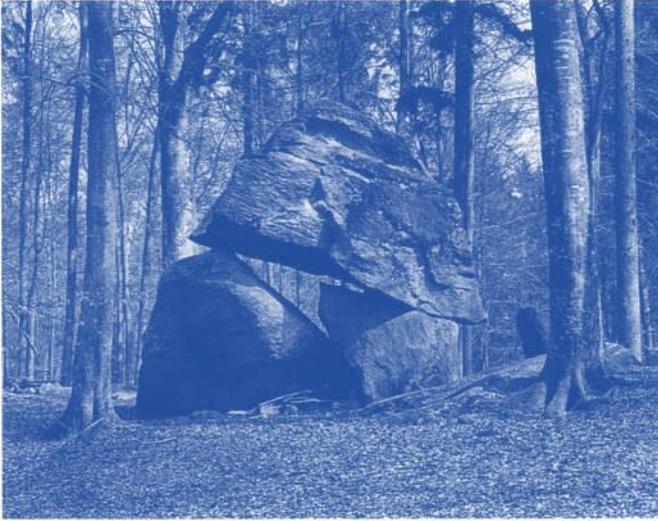
«*Der Winter ist ein rechter Mann*» hat Matthias Claudius gesungen. Meine ziemlich lange Erfahrung ist anders: Der Winter ist ein *Showman*. Er liebt den Gag. Er kann im November gewaltig bluffen, um sich bald wieder für längere Zeit, besonders über die Weihnachtszeit, aufs Ohr zu legen. Oder er provoziert dich im Februar zu einer Rasenmäher-Narretei und blockiert einige Tage später mit Schneeverwehungen deine Garage. (1988)

Erdmannlistein im leeren Holz

Die Redensart vom «leeren Holz» wird kaum mehr gebraucht. Aber ältere Bauern warnen noch bei einem frühen Gewitter: «Wenn's ins leere Holz donnert, wird's nochmals kalt.» Am Karsamstag waren wir plötzlich im Sommer; an Ostern hat es – zwar nur kurz und flüchtig, bald hellte es wieder auf – in den noch unbelaubten, also «leeren» Wald gedonnert; am Abend des Ostermontags haben wir wieder geheizt; am andern Morgen lag ein leichter Reif auf meines Nachbars Matte.

In der heuer so blauen Karwoche zog ich nicht des Erdmannlisteines wegen in den noch kahlen Wald, den auch die Wohler einen Bremgarter nennen, obwohl ein über die seltsamen Findlinge hinaus reichendes grosses Stück zu Wohlen gehört. Man setzt sich halt gern irgendein Ziel; eine Anhöhe, eine Wirtschaft oder – im Idealfall – beides zusammen. Wichtiger als das Ziel – diesmal eben der Erdmannlistein – ist der Weg, der diesmal dorthin führte, wo mitten in dem grossen Wald ein längst bekanntes, steinernes Gebilde steht. Es gehört zum *Inventar* – von dem Wort wird noch die Rede sein – der Leute, die in den Dörfern ringsum leben.

Äusser meiner Begleiterin und mir ist an dem vor den grossen Feiertagen so geschäftigen Tag – die meisten haben noch schnell mancherlei zu erledigen – niemand in dem zu dieser Jahreszeit so offenen, hellen, heiteren Wald.



Die Sonne steht um die Mittagszeit schon hoch; kein Laub verwehrt ihrem sommerlich starken Licht den Weg. Ein Specht klopft wie wild, nimmt gleichsam das Geräusch der Karfreitags-Rätsche im Wohler Kirchturm voraus. Am Weg liegt die reiche Holzernte eines langen Winters, lauter kerngesunde, geschälte Stämme. Man freut sich, dass es doch noch mehr gesunde Bäume gibt, als mancher denkt. Nie scheinen die Polster des schönsten aller Moose, des «goldenen Frauenhaars», grüner als zu der Zeit, da ringsum der Boden von fahlem, vergilbtem Laub bedeckt ist, so dass ein starker Kontrast entsteht.

Dann die mächtigen Steine. Ich bleibe wie angewurzelt stehen und staune wie einer, der das noch nie gesehen hat; und bald werde ich inne, dass ich sie *so* noch nie gesehen habe. Aus *zwei* Gründen kommen sie mir unerhört – besser: ungesehen, noch nie gesehen – vor; von einem der beiden wird noch die Rede sein; vorläufig sei *der* erwähnt: Ich sah sie noch nie in

diesem Licht, in dieser «Leere», die eine in den übrigen Jahreszeiten nicht mögliche Wirkung begünstigt.

Wenn das Holz sommerlich voll ist, liegt der Erdmannlistein gleichsam im Dunkel, in einem Versteck. Das dichte Laub nimmt ihm die Freiheit, die Würde, weil es ihn einsperrt. Diese Steine brauchen wie eine grosse Skulptur, wie gewaltige Monumente viel umgebenden Raum. Was wäre eine Pyramide eines Pharaos im Urwald? Später stiehlt die Farbglorie des Herbstes dem Erdmannlistein die Schau. Hat man dann noch Augen für das Elefanten-Grau des Granits? Nochmals später ist der Schnee ein dämpfender Gleichmacher. Sein Glanz, sein Triumph ist die über unser Inventar erzwungene Einheitlichkeit. Der Schnee bringt die Stille, lässt auch Steine verstummen, die nun im leeren, sonnigen Holz gleichsam reden, *tönen*.

Anderntags bitte ich Daniel Vaia, unsern Fotografen, genau zu der Stunde mit mir zu der Stelle zu kommen, wo ich wie angewurzelt stehengeblieben bin. Wenn die Drucktechnik sein Foto einigermaßen so wiedergibt, wie es beim Schreiben dieser Zeilen vor mir liegt, dann werden sich vermutlich auch andere über etwas wundern, was als ein modernes Kunstwerk, als eine grossartige Installation erscheint. Man meint, ein *Max Bill* oder *Joseph Beuys* sei mit starken Maschinen und Pressluftpömmern am Werk gewesen. Man staunt über die in Leichtigkeit schwebende Schwere des obersten, des grössten Steins. Links liegt er aufs Präziseste richtig auf dem Gupf des höheren der beiden untern Steine. Rechts liegt er zum Teil fugenlos dort auf, wo in der Mittagssonne sein Schatten scharf hinschlägt. Zwischen den dreien kommt ein scharfkantiger Zwischenraum zur Geltung, der nach links oben pfeilt. Man kann sich man-

cherlei denken: Sacre du Printemps, vielleicht auch Elefanten-Hochzeit oder magische Dreieinigkeit.

Von «Inventar» und von Joseph Beuys war die Rede, weil – und nun bin ich bei dem zweiten der erwähnten Gründe für mein Angewurzeltsein – mir letzthin in der Ausstellung von Aquarellen des Joseph Beuys im Kunstmuseum Basel ein unter Glas gelegtes Zeitungsinterview zu Gesicht kam, aus dem ich mir folgende Passage notierte: «Ein griechischer Tempel sagt ja im Grunde, dass der Ölbaum, der daneben steht, noch viel schöner ist als er, und der Ölbaum umgekehrt sagt, dass der Tempel, der daneben steht, noch viel schöner ist als er. *Also man muss sich ein wenig genauer für das Inventar interessieren, mit dem man lebt.*»

Nicht Beuys, sondern ich habe den zweiten Satz kursiv hervorgehoben. Als Mahnung. So könnte die Überschrift zu dieser Skizze auch heissen: Einer Mahnung folgend, uraltes Inventar mit alten Augen neu gesehen. (1987)

[redacted] die ve
indeutigkeit:

ort die einzig

[redacted] Gegentei

gibt es)

[redacted] heute auch

r. 1967, 1973,

hatte)

[redacted], ohne es du

Aus früherer Zeit

Truth is stranger than fiction.

*Die Wirklichkeit ist oft sonderbarer
als die Dichtung.*

Englisches Sprichwort

Weites Land und ein schöner Name

Berner Aargau, Grafschaft Baden, Fricktal, *Freiamt* – den schönsten der vier Namen haben *wir*; eigentlich ein *zu schöner* Name. Aber davon wird später die Rede sein.

Geographisch liegen die Horizonte weiter weg als im übrigen Aargau. Das *Freiamt* ist das weiteste, der Gestalt nach «lindeste», also weichste, sanfteste Land unseres vierteiligen Kantons. «Unser» *Lindenberg* – die Luzerner haben auch ein Stück davon – ist der Ausdehnung nach die weiteste Aargauer Anhöhe. Sie reicht von *Villmergen*

Kilometer weit nach *Dietwil*, dem *südlichsten Dorf des Aargaus*. (Von *Baden* über die Lägern nach *Dielsdorf* sind es 11 Kilometer.)

Obwohl der höchste Punkt des *Lindenberg*s mit 878 Metern um 19 Meter höher ist als das *Burghorn*, der höchste Felsen der Lägern, kommt einem unser *Lindenberg* nicht eigentlich als Berg vor, sondern als eine sehr vielfältige erhöhte, locker besiedelte Landschaft. Auf dieser weiten Höhe gibt es noch nahezu intakte Dörfer und manche in ihrer Gestalt kaum verkehrte Weiler.

Im *Freiamt* braucht man nur von der Talsohle aus zwei bis drei Dutzend Meter Höhendifferenz zu überwinden, um einen Blick in die Weite zu gewinnen. Ich wohne nur ungefähr 30 Meter höher als die Bewohner des *Wohler Zentrums*. Aber wenn ich vors Haus trete, steht am nordwestlichen Horizont der Juraberg *Densbüerer Strihen*; im Süden glänzt das weite Weiss des *Titlis*.

Mit abermals wenig Schritten steige ich nochmals um 30 Meter höher und gelange so auf die *Wasserscheide* zwischen dem Bünz- und dem Reusstal, von der die Sicht vom *Säntis* bis zu den *Berner Oberländer* Riesen reicht.

«Wasserscheide» ist in diesem Fall etwas Abstraktes, Theoretisches. «Konkret» kann dort, wo man sich auf einem weiten Feld befindet, von einem Scheiden, Trennen, nicht die Rede sein.

Die Anhöhe «*Chapf*», Althäusern, wo die Dichterin *Erika Burkart* lebt, liegt nur um 20 Meter höher als das Bünztal; aber der Blick ist nach den vier Himmelsrichtungen frei. Vater Burkart war ein Abenteurer; hat jahrzehntelang im brasilianischen Urwald jene Reiher gejagt, deren Federn einstmals von den Modistinnen und ihrer Kundschaft sehr begehrt waren.

Als er sich – sehr ungern – endlich für einen dauernden Schweizer Wohnsitz entschliessen musste, wählte der in Rheinfelden aufgewachsene Bürger von *Merenschwand*, Freiamt, den «*Chapf*». Ich habe den Reiherjäger zu der Zeit, als sein einsames altes Haus – einst Besitz des Klosters Muri – noch ein Wirtshaus war, ziemlich gut gekannt. Er behauptete, nirgends sonst in der Schweiz könne man von so geringer Höhe so weit ins Land hinaus schauen.

Nachdem von dem weiten Land die Rede gewesen ist, wollen wir uns dem zweiten Teil der Überschrift zuwenden: *schöner Name*.

Als die Eidgenossen 1415 den Habsburgern das «Freiamt» Wegnahmen, gab es noch gar kein Freiamt. Die Eidgenossen eroberten *Ämter*. Basta. Von Frei haben sie nichts gesagt. Diese Ämter hatten Namen: Amt *Muri*, Amt *Villmergen*, Amt *Richen-*



see (heute luzernisch) usw. Die Ämter hatten ihre Eigenheiten, je eigene Gewohnheitsrechte. *Jean Jacques Siegrist* schreibt:

«...waren so voneinander ‚unabhängig‘, mittelalterlich ausgedrückt ‚frei‘. Diese Tatsache hat nach meinem Dafürhalten im 16. Jahrhundert die Bezeichnung ‚Freie Ämter‘ entstehen lassen.»

Nach oben waren die Leute in diesen Ämtern so wenig frei wie die Bewohner der Grafschaft Baden und anderer eidgenössischer Untertanengebiete. Aus dem Plural «Freie Ämter» ist zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Singular «Freiamt» entstanden, was sich für den 1803 zusammengeflochtenen Kanton als praktisch erwies. Den Bewohnern der Ämter konnte es recht sein, dass ein heutiges «Frei» für ein ganz anders gemeintes mittelalterliches «Frei» genommen wurde. Und die meisten heutigen Freiämter haben nichts dagegen einzuwenden, dass *Silvio Blatter* in seinem Roman «Zunehmendes Heimweh» kundtut: «Einst wohnten in diesem Amt nur freie Leute, daher der Name Freiamt.»

Diese Behauptung kommt aus dichterischer Freiheit; hingegen kann in historischer Treue vermutet werden, die Leute in den Freien Ämtern seien bedeutend freier gewesen als die Berner Aargauer jenseits einer Grenze, von der noch die Rede sein wird.

Jean Jacques Siegrist schreibt in seinem zusammen mit *Anne-Marie Dübler* verfassten Buch «Wohlen/Geschichte von Recht, Wirtschaft und Bevölkerung» in dem Kapitel «Unter den Herren Eidgenossen»: «Die Verwaltung der Freien Ämter war zwischen 1438 und 1562 von einer stupenden Einfachheit.» Das kann doch nichts anderes heissen als: der Papierkrieg, die Gesetzgebung seien minim gewesen; eine einfachere Art der Verwaltung lasse sich nicht denken.

So kann es nicht erstaunen, wenn Siegrist auf die Frage, die er sich selbst stellt, «Was wissen wir über Wohlen in dieser Früh- und Übergangszeit der Freien Ämter?» mit dem lapidaren Satz kommt: «Eigentlich herzlich wenig.» Was für Wohlen gilt, dürfte auch für die gesamten Freien Ämter gelten.

Sie wurden von den sechs Alten Orten der Innerschweiz (später kam noch Zürich dazu) regiert; und zwar schickte jeder Ort im Turnus von zwei Jahren einen Vogt, der sich zu Beginn seiner Amtszeit huldigen und reich bewirten liess. Dann machte er sich, vermutlich zur Erleichterung der Bewohner der Freien Ämter, davon und überliess die laufenden Routinegeschäfte den einheimischen Untervögten und seiner Kanzlei in Bremgarten.

Dreimal im Jahr liess er sich blicken, um einigermassen zum Rechten zu sehen und Gericht zu halten. Zumeist waren das Fälle, die nichts mit Politik zu tun hatten, sondern mit dem,

was halt jahraus, jahrein überall vorkam und heute noch vorkommt: Rechtshändel, Ehrverletzungen, Diebstahl usw.

Dass die Mär von den bösen geknechteten Untertanen schlimmer Vögte nicht stimmen kann, sei mit zwei Fällen angedeutet, von denen J. J. Siegrist folgendes berichtet:

«1695 versuchte der damalige Landvogt, der Verhandlung über diese Dorfrechnung beizuwohnen. Im Januar 1696 beschwerte sich deswegen ein Vertreter Wohlens vor dem Rat zu Luzern. Luzern wies den Landvogt unverzüglich an, die Wohler bei ihren alten Freiheiten und Bräuchen unbehelligt zu lassen.»

1715 kam es für einen Vogt «noch schöner», der sich die Freiheit nahm, in einen Wohler Rechtsstreit einzugreifen. Er erschien zu einer Wohler Gemeindeversammlung, die zu einem Aufruhr ausartete, der den Vogt in die Flucht zwang. Dass die relativ freien Ämter Jenische, Landstreicher, Bettler und Gesindel aller Art anzogen, kann man sich denken. *Anne-Marie Dübler* weist in ihrem Buch «Armen- und Bettlerwesen in der Gemeinen Herrschaft ‚Freie Ämter‘ 16. bis 18. Jahrhundert» nach, dass es zeitweilig auf fünf Freiämter einen Vaganten oder Bettler traf. Es handelte sich da zum Teil um «Vögel», die von auswärts hergeflogen kamen und sich hüteten, in viel strenger regierten Berner Landstrichen zu landen.

In dem von *August Guido Holstein* 1982 publizierten Buch «Das Freiamt 1803-1830 im aargauischen Staate» kann man nachlesen, dass die neuen «Aarauer Herren» in den zum Aargau gezwungenen Freien Ämtern nahezu anarchischen Zuständen zu begegnen hatten.

1830 kam es zu dem Zug der aufständischen Freiämter nach Aarau. Der Anführer war ein Grossrat und Dragonerhaupt-

mann namens *Heinrich Fischer*, «Schwanen»-Wirt zu *Meren-schwand*, der von seinen Getreuen kurzerhand zum General befördert worden war. Er rückte an der Spitze von 6'000 «Stürmi» (das Unternehmen ist als «Freiämter Sturm» in die Geschichte eingegangen) gegen Aarau. Weil sich die Regierung klugerweise mit der Hauptforderung der Freiämter – sie wollten eine neue Verfassung – einverstanden erklärte, wurde ein Blutvergiessen verhindert.

Freilich fand die neue Verfassung nicht die Billigung der Mehrheit der Freiämter, die sich in der Folge düpiert vorkommen musste und in der Verehrung ihres «Generals» derart nachliessen, dass dieser es vorzog, sich in Lenzburg, also quasi im *Ausland*, niederzulassen.

Lenzburg für die Freiämter Ausland? Dazu sei abermals *A. G. Holstein* zitiert: «Im Westen (des Freiamts) bestand hauptsächlich eine Grenze. Diese Grenze war ja auch uralte; nun sollte sie verschwinden. Aber Grenzen verschwinden nicht für alle Leute gleich schnell.» Inwiefern die Grenze Berner Aargau/Freiamt heute noch besteht, kann hier nicht weiter erörtert werden.

Nach diesen wenigen Fragmenten aus der Geschichte des Freiamts wird es einen Fremdling nicht überraschen, wenn hier von den Freiämtern behauptet wird, sie seien kurzweiliger, origineller, skurriler, mutiger, ja übermütiger, eher weniger «seriös» als andere Aargauer. Im Freiamt gibt es erstaunlich viel künstlerische Begabung. Ohne viel kunsthandwerkliches Geschick wäre es nicht zu der hohen Zeit der Strohindustrie gekommen.

Dass es *Freiämter* Aargauer waren und sind, die es im Show-Geschäft zu landesweiter, ja internationaler Berühmtheit ge-

bracht haben – die *Hägglinger Schmid-Musikanten*, die komische Wohler *Brass-Band*, ein *Beach Weber* –, ist vermutlich nicht zufällig, sondern *symptomatisch*.

Zum Schluss erwähne ich den Freiämter *Josef Villiger* als den bedeutendsten der heutigen Aargauer Mundartautoren.

Leider ist das Werk *Erika Burkarts*, der auf dem Chapf lebenden Freiämterin, noch nicht so zu einer freiämterischen Gültigkeit gelangt, wie das sein sollte. Aber sie hat «urbi et orbi» (ihrem Freiamt und der grossen deutschsprachigen Welt) *Bleibendes* geschenkt. In ihrem Prosawerk «Die Spiele der Erkenntnis» hat die als Lyrikerin mehrmals preisgekrönte Dichterin von einem Gedicht Paul Valéry's gesagt: «Einem Vers wie diesem kann die Zeit nichts anhaben. Er überdauert wie ein im Boden gehorteter Schatz, man kann ihn ausgraben und um- und umwenden. Kein Makel, die Worte glänzen, der Sinn besteht.» Hier wird behauptet, dasselbe lasse sich auch von Versen und Prosatexten unserer Freiämter Dichterin sagen, die in «Spiele...» eine *Laura* ist, von der gesagt wird: «Ich kenne Sie als einen Menschen, der dem Elementaren elementar begegnet. Ein Idylliker tut das nicht, er lässt sich umhegen.»

Auch auf gewöhnliche Freiämter trifft das zu: eher elementar als idyllisch; und – nun von unserer Dichterin abgesehen – eher Koblode als Schwärmer, eher Narren als Weise, lieber kalt oder heiss als wohltemperiert. (1987)

Die an Folgen reiche Emanzipation einiger Wohler Tauner

Jacob Isler war ursprünglich ein *Tauner*. Dieses aus den heutigen Wörterbüchern verschwundene Wort kommt (laut «Grimm») von *tagwon*, *tagwan*, was bedeutet: täglicher Verdienst eines *Taglöhners*. Von den erbärmlichen sozialen und wirtschaftlichen Zuständen in den Freien Ämtern und anderswo zur Zeit der Alten Eidgenossenschaft macht man sich heutzutage kaum mehr einen Begriff. *Anne-Marie Dübler* gibt uns in ihrem Buch «Armen- und Bettelwesen in der Gemeinen Herrschaft ‚Freie Ämter‘» anhand von Chroniken erstaunliche, erschütternde Kunde. Sie weist nach, dass einzig selbständigen Bauern, Handwerkern, Gastwirten, vereinzelt «Studierten» wie den Geistlichen usw. ein bescheidener Wohlstand beschieden war. Ein grosser Teil der Bevölkerung lebte von Tag zu Tag auf mehr oder weniger ehrsame Weise von der Hand in den Mund. Neben rechtschaffenen Taunern gab es Bettler, Spitzbuben, Betrüger, Diebe, «schräge Vögel» vieler Art. A.-M. Dübler zitiert aus einem Mandat eines Landvogts folgendes Verzeichnis: «...frömde, heimbsche, weltsche und tütsche Bättler, Landstricher, Überlouffer, heimische Arme, Gengler, unpresthafte und brästhafte Bättler, Ryffioner (Zuhälter), starke Bättler mit Dirnen und Huoren, starke Buoben, überlestig Volklin, böse argwöhnische und anhangende Huoren, Landfahrer und Stirnenstössel (aggressive Bettler), jung und alte Wyb und Mans Personen, heillose Harzer, frömde und usslandische Kessler, Husierer, Krämer, Truggen und Kretzen Trager, un-

nützes Gesindlin, Heiden und Zigginer, Strolchen und Lumpengesind, Müssiggänger und Tagdieben, Heidengesind, liederliches Bettelvolk, ausländische Korbmacher, Spengler, Gewürzkrämer, Schleifsteinträger, Bürstenbinder, *Schaubhütler*, Stertzer...»

Unser Isler-Stammvater Jacob, der einzige Wohler, dem mit dem «Isler-Brunnen» auf dem Kirchplatz ein Denkmal errichtet worden ist, war ein *Schaubhütler* (*Schaub* ist eine frühere Bezeichnung für *Stroh*), der neben Strohhöfen, die in den Freien Ämtern und auch anderswo längst geflochten wurden, hausierend allerlei Kram feilbot.

Lehmann («Die Aargauische Strohindustrie», Aarau, 1896) schreibt: «... *handelte er nebenbei noch mit Seifen, Geflecht, Halmenschaub, Stärkemehl, alten Weiberröcken, neuen und alten Hosen, Strümpfen, Jüppen, Überstrümpfen, Schuhen, Schinhüten* (Strohüte für Frauen; sehr breiter Rand, der vor dem Sonnenschein schützt) *und Wollhöfen, alten Brusttüchern, Blei, Schuhnägel, Zimmeräxten, Erdäpfeln, Krüsch usw. Aber alles geschieht in ganz vereinzelt Stücken, gerade so, wie es die Trödler machen.*»

Als sehr intelligenter, äusserst zielstrebigster fahrender Händler – er durfte nicht mehr zu Fuss, sondern mit Ross und Wagen hausieren gefahren sein – wollte Jacob Isler höher hinaus als irgendein anderer Tauner. Er erkannte im Handel mit Strohgeflechten eine Goldgrube und verlegte sich, zusammen mit andern ehemaligen Taunern, hauptsächlich auf diese Sparte. Am 14. April 1783 tat er sich mit *Andres Isler, Peter Isler* und *Jacob Vockh* zu einer «Compeny» zusammen, zu der die vier ein Gründungskapital von 1375 Gulden – für ehemalige Tauner eine beträchtliche Summe – beisteuerten. Die Jah-

resüberschüsse waren erstaunlich gut; man sah, was mit vereinten Kräften zu erreichen war. Am 1. Januar 1785 gesellten sich zu den erwähnten vier nochmals ihrer vier, zu denen auch *Kleinpeter Isler*, Jacobs Vater, gehörte. Freilich waren die acht vorsichtig genug, sich nicht auf lange Zeit zu binden. Ihr ausführlicher, auf Pergament geschriebener Vertrag war auf «den 10.Tag augsten 1787» befristet. Er begann «Im Namen der Hochheiligsten Dreyfaltigkeit» und schloss mit der Bitte, «...dazu uns gott der aller höchste verhelfen wolle und seine göttliche Mutter». Dem folgten sieben Unterschriften und ein Kreuz des der Schrift unkundigen achten Gesellschafters *Uoli Wohler*.

Mit vereinten Kräften ist gut *beginnen*; aber wenn einer erstarkt ist, kann der auf die Idee kommen, am stärksten sei der Tüchtige *allein*. So wie es im Namen der Dreifaltigkeit vereinbart war, galt der Vertrag der acht ab dem «10. augsten» 1787 nicht mehr. Es entstand die Firma Jacob Isler, die manchen andern unternehmungslustigen ehemaligen Wohler und andern Freiämter Taunern zum Vorbild wurde. Damit war eine reiche Blüte begründet, die aus Wohlen, das damals geringer als andere Freiämter Gemeinden war, eine Art Metropole machte, die halb mit Bewunderung, halb mit Scherz «Kleinparis» genannt wurde. Die zahlreichen Firmen, denen «s Jacob Islers» Vorbild waren, sind heute verschwunden oder haben mit Geflechten rein nichts mehr zu tun.

Jacob Isler, 1758 bis 1837, kam schnell zu grossem Wohlstand und als Bürger zu höchstem Ansehen. Als die Franzosen 1798 die Alte Eidgenossenschaft erobert hatten, kamen sie auch nach Wohlen. *F. Beyli* berichtet darüber in seiner Chronik:

«Vorab der Beredsamkeit des Pfarrers Hausherr (er und der Handelsmann Jacob Isler waren die einzigen im Dorfe, welche der französischen Sprache mächtig waren) und auch des Untervogts Wohler war es zu verdanken, dass Wohlen vor Plünderungen mehr verschont blieb als die übrigen Ortschaften.»

Die Franzosen dekretierten die gebodigte Eidgenossenschaft zur «Helvetischen Republik». Jacob Isler wurde in den «Munizipalrat» berufen und war «Agent und Gemeindepräsident» von Wohlen. Als Napoleon die «Helvetische Republik» als untaugliches Gebilde erkannt hatte, hat er 1803 als «Mediator» für unser Land aufgetrumpft und unter anderem unseren heutigen Kanton Aargau dekretiert. Jacob Isler wurde erster Gemeindeammann von Wohlen. Er hat sich geschickt den neuen Verhältnissen angepasst, machte also das Beste aus der «Mediationszeit», die so lange wie Napoleons Herrschaft, also bis 1815, dauerte. Für sein Geschäft zog er seine Söhne nach, die sich als ebenso tüchtig erwiesen. Die brauchten nun nicht mehr in der nähern Umgebung zu hausieren. Von Jacobs Sohn Antony, 1784 bis 1836, ist der von der «Verbündeten Schweiz/ Kanton Aargau» am 17. Mai 1805 erstellte «Reise-Pass ins Ausland», Nr. 169, erhalten, der eine Reise «Basel-Paris-Zürich» erlaubt. Antony war wie sein Vater politisch tätig, unter anderem von 1808 bis 1831 als Grossrat.

Unter Führung des Gemeindeammanns Jacob Isler wurde in Wohlen von 1804 bis 1810 die Kirche Sankt Leonhard gebaut, zweitens 1810 das erste Schulhaus, das 1978, kurz nach dem 800-Jahr-Jubiläums-Überschwang, in einer Volksabstimmung zum Tod verurteilt und dann auf die widerwärtigste Weise zerschänkt wurde.

Nachdem der vortreffliche Jacob für die Kirche und die Schule gesorgt hat, erbaute er sich am Kirchplatz das beste Stück Wohler Profanarchitektur, das Jahrzehnte später «Emanuel-Isler-Haus» genannt wurde und heute noch so heisst.

Das Wort «Emanzipation» in unserer Überschrift veranlasst den Verfasser dieser Skizze, auf die Gattin dieses Jacob zu sprechen zu kommen, weil ja heute so viel von der Emanzipation der Frau die Rede ist. Was wären die «Helden» ohne ihre Gattinnen?

Jacob hat am 21. Januar 1783 in der Klosterkirche Muri mit «Maria lisenbeth Wohlerin des lienhart Wohlers fürsprech selligen bassymänters Tochter Treuw und Ehrlich hochzeit» gefeiert. (Jacobs Eintragung, der ein Leben lang peinlich genau Chronik führte.) Sie starb 1834. Ihr Gatte liess nicht irgendeinen gängigen Spruch auf ihren Grabstein meissein, sondern die in ihrer Schlichtheit grossen Worte: «Wer, wie sie, 72 Jahre gearbeitet, 17 Kinder geboren und 72 Enkel zählen kann, bedarf der Ruhe.» (1987)

Der seltsame Freiamter General Heinrich Fischer

1980, also 150 Jahre nach dem «Freiamter Sturm», wurde vom Freiamt aus ein operettenhaftes Spektakel inszeniert, nämlich eine «Rekonstruktion» des Aufstands und andere Festivitäten. Einen ergreifenden Kontrast zu solchem Jubel, Trubel, zu solch hochgemuter Heiterkeit bildete eine kleine, im «Schwanen» Merenschwand eingerichtete Ausstellung eines Teils der von der Familie der Ururenkelin verwahrten Dokumente. Einige aufschlussreiche Briefe des Heinrich Fischer hingen hinter Glas und wurden wenig beachtet. Wer sie genau las, vermutete, es müsse noch viel mehr davon geben. So wurde im BT als Überschrift zu einer Berichterstattung gefragt: «Wer war dieser General?» Gefragt wurde nach dem Menschen und seinem auf das Jahr 1830 folgenden Schicksal. Mit Verena Baumers Buch («General» Heinrich Fischer, Unsere Heimat, 61. Jg., Wohlen 1991) haben wir nun eine Antwort.

Heinrich Fischer hat auf seinem Sturm auf Aarau die Regierungstruppen in die Flucht geschlagen, ohne dass ein Tropfen Blut geflossen wäre, und die verhasste Regierung «erpresst», unverzüglich eine neue Verfassung in die Wege zu leiten. Als er nach diesem Abenteuer am 12. Dezember in Merenschwand einzog, wurden die Glocken geläutet, krachten Böllerschüsse, standen Triumphbogen bereit, hatten Dorfpoeten Verse gedrechselt, mit denen Fischer als neuer Teil gepriesen wurde. Sein dreijähriger Sohn Johann wurde, als Tellenbub verkleidet,

den von einem Pfeil durchbohrten Apfel in der Hand, dem Vater entgegengeschickt. Ein Augenzeuge berichtet: «Fischer hielt eine Abschiedsrede, die auf die Zuhörer einen starken Eindruck machte und viele Zuhörer zu Tränen rührte.»

Abschiedsrede! Seltsam, da von *Abschied* zu reden. Aber es war, wie sich bald herausstellte, ein Abschied von höchstem Merenschwander Ruhm. Einem «hochgelobt sei, der da kommt» folgte zu schnell ein «kreuzige ihn». Schillers «Teil» endet mit einer Apotheose. Ist es je einmal einem Zuschauer eingefallen, nachzufragen, was denn später aus dem Helden geworden ist?

Seltsam, ja einzigartig ist die Kombination Tell/General. Und wiederum neu in der Geschichte: ein General in Zivilkleidung, nur mit einem Säbel bewaffnet. Ob Heinrich Fischer je einmal Militärdienst geleistet hat, ist wahrscheinlich, aber – laut Verena Baumer – nicht belegt. Keine Generalsuniform, keine taugliche Waffe – *aber ein Buch im Gepäck*.

Man könnte vermuten: ein Don Quijote, den ein paar tausend Freiämter Sanchos kurzerhand zum General befördert hatten. Aber Heinrich Fischers Sinne waren nicht verwirrt. Er war sich bewusst, worauf er sich da einliess. Als er am Samichlaustag 1830 von seinem im «Sternen» Wohlen eingerichteten Hauptquartier loszog, soll er ausgerufen haben: «Mein Kopf gehört jetzt dem Volke oder dem Scharfrichter.»

Heinrich Fischer wusste genau, wie grausam, gnadenlos die Obrigkeit 1653 die geschlagenen aufständischen Bauern bestraft hatte. Dieser unser eidgenössischer Bauernkrieg war das Thema des Buchs, das der «General» auf seinem Sturm Richtung Aarau bei sich hatte. Es war Heinrich Zschokkes Roman «Adrich im Moos». (Der Autor 1771 in Magdeburg ge-

boren; Schauspieler, dann Pastor; in Aarau heimisch geworden; Schriftsteller und Wortführer der *Liberalen*; nicht aber *radikaler* Gesinnung; 1848 gestorben).

Verena Baumer ist der Überzeugung, ihr Ururgrossvater habe sich mit Zschokkes Romanheld «Addrich» weitgehend identifiziert. Addrich ist am Ende des Romans einer der Anführer der aufständischen Bauern auf der Flucht. Er ist seines Treibens müd, ja des Lebens überdrüssig. Zschokke lässt ihn sagen: «Nein, Fabian, der Mensch ist nicht des Schöpfers Meisterstück... Fabian, glaub es mir altem Manne, der Mensch hat eine Kleinigkeit zu viel, um jemals glücklich zu werden, nämlich seine Vernunft. Ohne Vernunft wäre er noch ein ganz behagliches, leidliches Tier; jetzt ist er ein widerliches Zwitterding... und eben im Widerspruch seines Daseins das ewige Elend desselben liegt.»

Schliesslich entfernt sich Addrich unbemerkt von seinen Begleitern: Gebirge, Nebel. Die Begleiter rufen vergeblich nach ihm. Tage später wird er tot am Fuss einer Felswand gefunden. Unfall oder gewollter Tod? Zschokke lässt das offen. Der Leser vermutet Lebensüberdross als Ursache. Auch Heinrich Fischer mag das so interpretiert haben.

Zum letzten Mal wurde Heinrich Fischer im Juni 1861 im «Schlüssel» zu Cham gesehen. Je länger ein Lebenszeichen ausblieb, desto bekümmert sorgten sich die Angehörigen um ihn. Verena Baumer schreibt dazu: «Die grösste Sorge war die Möglichkeit, dass sich Heinrich Fischer ein Leid angetan habe; diese Sorge, obwohl berechtigt, schliesst aber noch heute die andern Versionen, ‚eine grosse Reise‘ oder ein Verbrechen, nicht vollständig aus.»

Von einer «grossen Reise» schreibt Heinrich Fischer in seinem letzten Brief, der an den Schwiegersohn Rogg aus Cham nach Frauenfeld abgeschickt wurde. Der Brief lautet in extenso:

«Hiermit übersende ich Ihnen den Rest meiner zeitlichen Güter, in meinem Coffer. Für meine grosse Reise, die ich, ohne länger zu zögern, / und die Christus auch gemacht hat / habe ich Geld im Überfluss. Lebt wohl und der Friede sei mit Ihnen und Ihrer Frau Josephine Fischer, so lange Ihr lebt.»

In einem zweiten Brief wurden zwei Schlüssel zu dem erwähnten Koffer nachgeschickt. Schliesslich traf der Koffer in Frauenfeld ein. Josephine und ihr Gatte öffneten ihn vorerst nicht. Als die Hoffnung geschwunden war, der Absender werde nachfolgen, erstellten sie ein Inventar, das erhalten geblieben ist. Josephine schreibt darüber: «Bei der Durchsuchung des Inhalts, fanden wir wirklich, alle seine Habseligkeiten vor, bis auf das, was er gerade am Leib getragen haben musste; sogar die Uhr.»

Dazu unsere Frage: Ist es möglich, dass einer, der eine grosse *irdische* Reise vorhat, ausgerechnet seine Uhr hergibt?

«Eine grosse Reise» vielleicht nach Amerika? Josephine hoffte, *das* sei eine Erklärung für das Verstummen ihres Vaters. Dann aber: «Eine furchtbare Ahnung befällt mich! Welche Schande,! welches Mass des Unglücks wäre das für unsere schwer heimgesuchte Familie.» Aber eine andere Tochter des Vermissten, Johanna, Ordensfrau im Kloster St. Katharinental, mahnte: «Der erste und grösste Jammer, den die Eigenliebe erhebt, ist, was wird man dazu sagen? Darüber dürfen wir uns nicht zu sehr, oder gar nicht grämen ... In bezug auf Gott trösten

wir uns mit dem verwirrten Zustand und der vielleicht entschuldigenden Meinung, die bei ihm Barmherzigkeit finden wird.»

Diese starke Haltung war in einer Zeit, da die Ansicht galt, einem Selbstmörder sei ein kirchliches Begräbnis zu verweigern, keine Selbstverständlichkeit. Und die Verurteilung jener Eigenliebe, die nicht wahrhaben will, was nicht sein darf, ist auch heute noch in diesem wie in andern Fällen angebracht.

«Verwirrter Zustand». Aus Briefen und Tagebuchnotizen der Angehörigen geht hervor, dass Heinrich Fischer seit je, besonders aber in den letzten Lebensjahren in der Seele verwundet war. Seit je gab es neben hohem Mut, neben Hochgefühlen romantischer, schwärmerischer Art eine Melancholie, die sich zu einem seelischen Leiden – also zu einer Krankheit – auswuchs.

Als «seltsam» wird in der Überschrift Heinrich Fischer bezeichnet. In den Briefen der Angehörigen kommt die Bemerkung vor, der Vater sei sehr «wunderlich» geworden. Ein Leben lang benahm sich der «General» so, dass man sich über ihn wunderte.

Ein Leben lang... Es soll nun endlich chronologisch ein Lebenslauf skizziert werden.

19. Juni 1790 als Sohn des Wirts zum «Schwanen», Merenschwand, der damals ein «Goldener» war, geboren. Nach dem Besuch der dörflichen Schule, Studium, mit einem Bruder zusammen, am Kollegium Solothurn. In Merenschwand wurde im Mai 1808 plötzlich die Stelle eines Lehrers vakant. Der 18jährige bewarb sich. Eine Lehrerbildung war damals noch nicht reglementiert, der Bezirksschulrat prüfte von Fall zu Fall. Der Kandidat wurde für tauglich befunden. 87 Merenschwander Kinder in der Schulstube. Nahezu drei Jahre lang leistete er diese Fron. Ende 1810 übernahm er von seiner

früh verwitweten Mutter den «Schwanen». Verena Baumer spricht von «vielen Aktivitäten», die «von einer auffallenden innern Unruhe» zeugten. Wichtig für seinen Weg als Politiker war seine Teilnahme an den Versammlungen der «Helvetischen Gesellschaft» in Bad Schinznach.

1814 Heirat mit Anna Maria Michel aus Hilfikon. Wie das für die ländliche Oberschicht üblich war, kam Geld zu Geld; obendrein war die Braut hübsch, und man durfte füglich – was nicht durchwegs die Regel war – von einer Liebesheirat reden.

Im Dezember 1830 «General». Was dann folgte, beschreibt Verena Baumer so: «Nach diesem Freudentaumel ist der so schnell erfolgte Stimmungswandel in Merenschwand fast nicht zu glauben. Der Umschwung muss schon in den ersten Wochen des Jahres 1831 erfolgt sein, und wir gehen wahrscheinlich nicht fehl, die gegnerische Kraft in Pfarrer Michael Groth zu sehen.» In der Folge wohnten aus diesem und andern Gründen «zwei Seelen in einer Brust», nämlich Antiklerikalismus und tiefe Religiosität katholischer Herkunft. Manche andere haben diese Seelenverfassung gut ertragen; aber Fischer scheint darunter gelitten zu haben.

Am 3. Januar 1831 wurde Heinrich Fischer zum Präsidenten des Verfassungsrates gewählt. Als Vize stand ihm der von ihm so verehrte Heinrich Zschokke zur Seite. Je weiter die Verhandlungen vorankamen, desto entschiedener waren die meisten Stürmer vom Dezember 1830 der Ansicht: *Das haben wir nicht gewollt.*

1831 bis 1836 war Heinrich Fischer Grossrat. Er demissionierte vor Ablauf einer Legislaturperiode.

1834 tiefe Depression, von der Verena Baumer sagt, seine Frau sei diesem Leiden statt mit Einfühlungsvermögen hilflos gegenübergestanden.

1835 verkaufte er Wirtshaus und Hof seiner Frau, die beides bis 1860 weiterführte. Sein Verbleiben im Freiamt wurde aus politischen Gründen unmöglich. Er trennte sich von seiner Frau, bei der die fünf Töchter verblieben; der Sohn kam unter die Obhut des Vaters. Die beiden zogen nach Lenzburg, wo der «General» weiterhin als Ehrenmann geachtet blieb. Er baute sich ein Haus, das er «Freihof» nannte; womit er wieder an Zschokke erinnerte, der eine Erzählung «Der Freihof in Aarau» verfasst hatte.

1853 verstarb sein geliebter Sohn Johann als Student der Medizin in Wien an Typhus; was für den Vater ein schrecklicher Schlag war. Im selben Jahr verkaufte er seinen Lenzburger Besitz und geriet nun, nachdem er schon im Lenzburger «Exil» einsam gewesen, in eine tödliche Vereinsamung. Noch einmal versuchte er, bei seiner Frau zu leben. Aber auch sie blieb auf ihre Weise verwundet. Heinrich Fischers Verschwinden, 1861, war vermutlich für beide eine Erlösung.

Zum Schluss abermals: seltsamer General! General ohne Sold. Wer sollte solches bezahlen? Bezahlt hat der General, nämlich die Auslagen für die Verköstigung seiner Truppe. (1991)

Das Jahr 1830 in der weiten Welt und im engen Wohlen

Das Jahr 1830 war eines der an Folgen schwersten des 19. Jahrhunderts. In Paris entstand mit der «Julirevolution» ein Sturm, der einen sehr weit reichenden Wellengang verursachte.

1815 war *Napoleons* Herrschaft endgültig gebrochen, worauf in ganz Europa Bestrebungen sehr weit gediehen, die vorrevolutionären Zustände wiederherzustellen. 1815 ist der Beginn der *Restauration* dessen, was vor 1789 gegolten hatte. Die Zeit von 1789 bis 1815 hatte ein «nouveau régime» gebracht. Ab 1815 hiess es in der grossen Welt wie in unserer Eidgenossenschaft – also auch im Freiamt –, nun müsse man zurück zum «ancien régime». In Paris kam zuerst *Louis XVIII.* auf den Thron, dann, 1824, *Charles X.* Das waren Monarchen, von denen man sagte, sie hätten «rien oublié ni rien appris». In den eidgenössischen Ständen holten sich «gnädige Herren» das zurück, was ihnen mit einem «nouveau régime» genommen worden war. In *Aarau* etablierte sich eine *konservativ-restaurativ* gesinnte Regierung, die den Unmut, ja einen Hass *liberal* gesinnter Bürger verursachte.

«Rien oublié» (nichts von dem vergessen, was dem Adel angetan worden war); «rien appris» (keinerlei Lehren aus gewaltigen Fehlern gewonnen) – das musste ein Ende nehmen; denn es gibt Räder, die sich nimmer zurückdrehen lassen.

Im Juli 1830 fegte eine Revolution den reaktionären *Charles X.* vom Thron. Von den Revolutionären, die da am Werk

waren, durfte man nicht behaupten, sie hätten nichts gelernt. Der abgesetzte König blieb samt seiner dem Volk verhassten Schweizer Garde – sie war 1815 «restauriert» worden – am Leben. Er ging nach England ins Exil; seine Garde reiste unverehrt heim in die Eidgenossenschaft.

Die 1830er Revolutionäre waren nicht *radikal* gegen die Monarchie; aber sie schufen eine *moderne, verfassungsmässige* und brachten den als *liberal*, «bürgerlich» geltenden *Louis-Philippe* auf den Thron. Dem Volk galt er als «roi bourgeois». Sein Vater war als «Philippe-Egalité» einer jener Adelligen, die etwas gelernt hatten und deshalb liberaler Gesinnung waren.

Der Morgenruf des gallischen Hahns war auch in den *Aargau*, insbesondere ins Freiamt gedrungen. Eine allgemeine Unruhe führte am Tag des Sankt Niklaus 1830 zu einem «Freiämtersturm», der im «Sternen» zu Wohlen geplant wurde und in Wohlen begann.

Immer dann, wenn wieder ein Vierteljahrhundert seit 1830 vergangen ist, wird der von «General» *Heinrich Fischer, Merenschwand*, kommandierte «Freiämtersturm» als *liberale* Heldentat gerühmt und gefeiert. Der Verfasser hat sich schon 1930 als Halbwüchsiger sehr gewundert, zu hören, die in der grossen Mehrheit seit je sehr konservativen Freiämter seien Vorkämpfer des Liberalismus. Man kannte als Sohn einer Freiämterin und eines Wahlfreiämitters von Kindsbeinen auf das Freiamt und die Freiämter einigermassen. In der Hauptsache eine stockkonservative Gesinnung, dennoch aber 1830 Vorkämpfer des Liberalismus – wie geht das zusammen?

Eine Antwort findet man in dem von *August Guido Holstein* verfassten, 1982 bei Sauerländer erschienenen Werk «Das Freiamt 1803-1830 im aargauischen Staate».

Hier wird zuerst eine Stelle zitiert, die uns endlich zur Wohler «Driisgerstross» führt:

«Der sogenannte Freiämterzug wurde darauf durch die Umgebung von Wohlen stark unterstützt wegen der verhassten Auflage des Strassenbaues von Zürich über Bremgarten nach Lenzburg, unter Umgehung des sich am stärksten entwickelnden Wohlen.»

Festredner pflegen an Freiämtersturm-Jubiläen auszurufen, die Stürmer hätten für eine neue, liberale Verfassung gekämpft. Holstein aber schreibt:

«Beim Fussvolk wussten wohl die wenigsten, was eine Verfassung war. Aus Unkenntnis und einem tiefen Missverständnis geschah es, dass die Freiämter den Liberalen die Kastanien aus dem Feuer geholt hatten.»

Das ahnungslose Fussvolk liberaler Drahtzieher war ganz einfach sehr erbost über das, was man als fortschrittliche Taten einer im übrigen konservativen Regierung bezeichnen kann.

Zuerst einmal erbost über Einschränkungen etwa dieser Art: Weg mit der grossen Zahl der Wirtshäuser. Holstein schreibt, «Einschränkungen gegenüber den Eigengewächswirten machten die Wirtsstube zu den Brutstätten der Opposition gegen die Regierung. Vor allem, dass den Eigengewächswirten das Wirten durch das Gesetz vom 17. Dezember 1829 eigentlich verboten wurde, löste eine breite Reaktion gegen den Grossen und den Kleinen Rat aus; ein grosser Teil der Bevölkerung fühlte sich an verletzlicher Stelle getroffen: am bisschen Vergessen im Alkohol und Beisammenhocken im eigenen Kreise.»

Um 1800 war der sonnige Hang östlich von Wohlen von Reben bewachsen. 1788 gab es in Wohlen 81 Rebbauern, die das Recht hatten, in ihren Stuben Eigengewächs anzubieten:

Vermutlich hat das Eigene nicht allzu weit gereicht; dass dann Fremdes heimlich dazugekauft wurde, kann nicht verwundern.

Gegen das neue Wirtschaftsgesetz vom 17. Dezember 1829 konnte kein tatkräftiger Aufruhr entstehen. Es blieb nichts anderes, als die Faust im Sack zu belassen. Als aber aus Aarau die Zumutung kundgetan wurde, die Wohler sollten zum Teil im Frondienst und mit Werkzeug, das von den Arbeitern mitgebracht werden musste, eine Strasse bauen, die, weil Wohlen weit umfahren worden wäre, der aufstrebenden Industriege-
meinde nicht genützt, sondern geschadet hätte, hiess es «Knüppel aus dem Sack».

Man macht sich kaum einen Begriff von dem miserablen Zustand der Verkehrswege des Freiamts im frühen 19. Jahrhundert. In *Bremgarten* bemühten sich weitsichtige Bürger schon lange vor dem Jahr 1830 um eine gute Strasse Lenzburg-Bremgarten-Zürich. In einer Bittschrift aus Bremgarten liest man, neue Verkehrswege seien dringend nötig, «da leider viele Bürger seit längerer Zeit dem Müssiggang sich gewidmet und dadurch so herabgesunken seien, dass kein Verdienst, keine Erziehung der Jugend mehr zu finden sei».

Bremgartens Bemühungen waren erfolgreich. Richtung Zürich entstand eine neue Strasse über den Mutschellen. In der andern Richtung war man, selbstverständlich im Einverständnis mit der Regierung in Aarau, im Jahr 1830 daran, die Verbindung zu bauen, die Wohlen weit links liegen liess. Wohler Bürger haben schriftlich in Aarau dagegen protestiert, verweigerten dann auf ihrem Gemeindegebiet die Mitarbeit und gingen – wie die mündliche Überlieferung berichtet – gewaltsam gegen die Strassenbauarbeiter vor. Freilich sind Handgreiflich-

keiten *nicht* aktenkundig; aber die mündliche Wohler Überlieferung berichtet von Brachialgewalt.

Dieser Wohler Protest, die grosse Wohler Beteiligung am «Freiämtersturm», hinter dem Wohler Drahtzieher steckten, die als Absolventen von Hochschulen wussten, worum es ging, führte dazu, dass man die aus Wohlen bekämpfte Strasse vorläufig nicht weiterbaute. Sie ist bis heute ein bemerkenswerter Torso geblieben und heisst seit langem «Driisgerstross».

In Wohlen hat man Grund, über das Misslingen der «Driisgerstross» zufrieden zu sein. Die aufstrebende Strohmetropole erhielt später die Verbindung Lenzburg-Anglikon-Wohlen-Bremgarten. Den Bremgartern aber hat die unvollendete Strasse äusser Kosten und Ärger nichts gebracht. Bremgarten machte 160'000 Franken Kosten geltend, hat deswegen prozessiert, wurde aber abgewiesen. Die Stadt an der Reuss musste das als horrendes Unrecht taxieren, hatte sie doch Geld in ein von der Obrigkeit verfügtes Werk gesteckt. In Wohlen war die Schadenfreude gross. Und wieder konnte sich Wohlen freuen, während man in Bremgarten enttäuscht war, als die Frage, ob die Südbahn durchs Reuss- oder durchs Bünztal geführt werden sollte, zugunsten Wohlen und der andern Bünztalgemeinden entschieden wurde.

Wer sich an die Landkarte hält, findet Wohlen und Bremgarten als Freiämter Nachbarn. Wer die Geschichte kennt, der weiss, dass die Stadt Bremgarten nie zu den Freien Ämtern gehört hat. Die Reuss und der sehr grosse Wald zwischen Bremgarten und Wohlen sind trennende Grenzen geschichtlicher und natürlicher Art; und Affären wie die mit der «Driisgerstross» waren einer guten Nachbarschaft hinderlich.

Zurück zum «Freiämtersturm». Er habe dem Kanton eine liberale Verfassung gebracht, wurde von konservativen Freiämter Festrednern 1980 an der 150-Jahr-Feier mit grossem Stolz auf die Vorfahren verkündet. Aber es wurde kein Sterbenswörtlein über den Ausgang der 1831 erfolgten Abstimmung über die von den Freiämtern erkämpfte neue Verfassung verloren. Im Kanton ergab sich eine Ja-Mehrheit, im Freiamt wurde sie durchwegs abgelehnt. Im Kreis Lunkhofen verweigerte man die Abstimmung; im Kreis Muri wurde sie durch einen Tumult verhindert. Die kleinste Differenz zwischen Nein und Ja ergab sich im Kreis Wohlen, wo der «Freiämtersturm» immerhin etwas Gutes bewirkt hatte: eben den Abbruch der Arbeit für eine verhasste, später als «Driisgerstross» verspottete Strasse.
(1985)

Polnischer Freiheitskämpfer auf dem Wohler Friedhof

Auf dem Wohler Friedhof ist ein Obelisk zu finden, der schlicht meldet: «Ludwig Michalski / geb. in Krakau 1836 / gest. in Hilfikon 1888».

Von «Polen» zu schreiben, ist für die Zeit Michalskis gewagt, denn es gab ja damals keinen souveränen polnischen Staat mehr. Erst mit dem Ende des Ersten Weltkriegs entstand eine *Republik Polen*, Ergebnis des Wirkens unermüdlicher und furchtloser polnischer Patrioten vom Schlag Michalskis.

Als er in Krakau geboren wurde, war diese Stadt samt einem kleinen Territorium eine 1815 vom Wiener Kongress geschaffene souveräne Republik, die aber schon 1846 unter die Herrschaft Österreichs geriet. Mit 32 Jahren verstarb sein Vater, fünf Jahre später die Mutter. Er hätte gerne das Technikum durchlaufen, aber nachdem er diese Schule kaum zwei Jahre lang besucht hatte, fehlten ihm die Mittel, so dass er als Lehrling in einer Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen weiterkommen musste. Seine Dienstherrn erkannten die Fähigkeiten und die für schwere Handarbeit zu schwache Gesundheit des jungen Mannes und beförderten ihn ins Büro, wo er bis 1858 blieb.

Wohl oder übel hatte er für Österreich Dienst zu leisten. Sein Regiment wurde nach *Ancona* an der Adriaküste verlegt und hatte in den schrecklichen Schlachten von *Magenta* und *Solferino* zu kämpfen. Seine Sympathien lagen eher bei den sa-

voyischen und französischen Gegnern; aber er erfüllte seine Soldatenpflicht, ohne je seine Sehnsucht nach einem selbständigen Polen aufzugeben. Er ahnte wohl, dass er das bei den Österreichern erlernte Kriegshandwerk eines Tages für sein Polen nützen werde.

Später wurde sein Regiment nach *Ungarn* verlegt, wo er bei der Unterdrückung von Freiheitsbewegungen, die ihn an sein eigenes Volk erinnern mussten, mitzuwirken hatte. Er sehnte sich nach seiner Heimat zurück, wo sich die Polen 1863 gegen ihre Beherrscher – Österreich und Russland – erhoben.

Während eines Urlaubs in Krakau nahm er mit polnischen Partisanen Kontakt auf, und es gelang ihm, mit Hilfe seines Paten einen Pass zu erwerben, auf dem er zum ersten Mal *Michalski* hiess. Er war als ein *Michael Matyasek* geboren. Wie ihm diese Namensänderung gelang und wie er es fertigbrachte, von den Russen ein Visum für das Passieren der österreichisch-russischen Grenze zu erwirken, kann hier – wie manch anderes – nicht erzählt werden, weil der Platz fehlt.

Der ehemalige Matyasek trat 1863 als Michalski auf russisches Territorium zu den polnischen Partisanen über, womit er den Österreichern zum Deserteur, den Russen zum Rebell wurde.

Wegen seiner Tapferkeit und seiner bei den Österreichern erworbenen Kriegserfahrungen machte er schnell Karriere. Er brachte es bis zum Major. Bei den aufständischen Polen kam er zu neuen Namen, die da – übersetzt – lauten: «Der Funken», «Der Blitz», «Der Teufel».

Er kämpfte bis zum erfolglosen Ende eines Aufstands, der folgende Opfer kostete: 30'000 gefallene Polen, 400 hingerichtete Gefangene, 18'000 nach Sibirien Verbannte.

1864, also 28jährig, floh er, selbstverständlich das österreichische Imperium meidend, nach Zürich. Das Schweizervolk nahm grossen Anteil am polnischen Schicksal. In Zürich gab es ein hilfreiches Polenkomitee, das in der ganzen Eidgenossenschaft Geld sammelte, das nun auch Michalski zugut kam. Er durfte das nachholen, wozu ihm in Krakau das Geld gefehlt hatte: ein Ingenieur-Studium.

1868 schloss er am Polytechnikum mit einem Diplom ab, wurde Schweizer Bürger, heiratete eine Zürcherin; und im selben Jahr folgte er einem Angebot der holländischen Regierung, in *Sumatra* als Ingenieur zu wirken.

Im damaligen *Niederländisch-Indien* (heute *Indonesien*) gab es unter holländischer Vorherrschaft einheimische Sultane. Michalski trat in den Dienst des *Sultans von Deli*, der ihn beauftragte, ein kleines Gardekorps nach europäischem Muster zu organisieren. Der Sultan war ihm sehr gewogen, Michalski knüpfte weitere Verbindungen und wurde Besitzer zweier grosser Plantagen, die er nach seinen Vaterländern taufte; die eine nannte er *Polonia*, die andere *Helvetia*.

Beide Namen haben überlebt. Der auf der einen der von Michalski gegründeten Ländereien erbaute Flughafen von *Medan* heisst *Polonia*; die andere Länderei, *Helvetia*, ist heute noch eine Tabakplantage, die auch ins Wynental hinüber stets noch Deckblätter für Zigarren liefert.

Michalskis Tabak war erstklassig, womit der polnische Schweizer auf Sumatra in relativ kurzer Zeit sehr reich wurde.

Von der eher schwachen Gesundheit des damaligen Matyasek war schon die Rede. Michalski ertrug das Tropenklima nicht gut; ein Nierenleiden begann ihn zu plagen. Er kehrte mit Mil-

lionen dorthin zurück, von wo er sieben Jahre zuvor mit wenig Geld, aber einem Polytechnikum-Diplom aufgebrochen war.

In Zürich sah er sich nach einer bleibenden Stätte um. 1879 kaufte er vom Amerikaner *P. Lockwood* das heruntergekommene *Schloss Hilfikon* und liess es instand stellen. Er begann sowohl mit den einfachen Hilfikern als auch mit den noblen Wohler Strohherren freundschaftlichen Umgang zu pflegen. In Hilfikon wurde er Gemeinderat und Schulpfleger. Zwei Töchter heirateten nach Wohlen und hiessen fortan Bruggisser.

Mit einem Teil seines Geldes und mit journalistischem Geschick wirkte er für Polen. Der erste Artikel des in Paris herausgebrachten «*Courrier polonais*» stammt von ihm. Er war auch seiner neuen Heimat gegenüber ein Wohltäter. Als er 52jährig seinen Krankheiten erlag, hinterliess er ein Testament, das manche nicht zur Familie gehörende Leute, dann polnische und schweizerische Institutionen und schliesslich Vereine seiner zweiten Heimat begünstigte. Zum Beispiel «dem Feldwaffenverein Villmergen 1'000 Franken zur Erstellung einer telegraphischen Leitung auf dem Schiessplatz»; ein anderes Zitat: «Dem Kutscher Jacob Lüthy 2'000 Franken». (1988)

Die Wohler wollen nicht

Wenn die Wohler nicht wollen, dann wollen sie nicht. Nichts zu machen. Dann können auch die nichts ausrichten, welche meinen, sie hätten die Macht, die Köpfe ihrer Leser zu einer einheitlichen Denkart auszurichten: die Leute von der Presse.

In allen Gemeinden des Kantons sind Gemeinderäte zu wählen. Da tönt es aus den Zeitungen mehr oder weniger laut. Aus der Badener Presse tönte es laut nach Wettingen hinüber. Aber jener Lärm war nur ein Gesäusel im Vergleich zu der Lautstärke einer «Wohler Zeitung», die fast in alle Haushaltungen der Gemeinde zu schreien vermag; weil neun von zehn Wohlern auf diese Zeitung abonniert sind.

Ein einziger Sitz war noch zu besetzen. Die Katholisch-Konservative Partei schlug einen Mann vor, von dem anzunehmen war, er müsse «ziehen». Früher Briefträger, heute grosser Bauunternehmer. Also ein Mann «mit Tatkraft, aus eigener Kraft; solche Männer tun unserer Behörde not: volksverbunden, für jedermann zu sprechen. Ihr kennt ihn doch, unseren Otti; schaut ihn an auf dem Helgeli, wie ihm der Strohhut gut steht. Er hat es verdient wie keiner...»

Warum «verdient»? Seit Jahren hat dieser Mann Gutes gespendet, wann immer er von Vereinen usw. angebettelt wurde. Er hat sogar oftmals ungefragt gespendet: Kesselpauken, Fussbälle, Vereinsfahnen, lange Schüblinge für Generalversammlungen, Kunstwerke für Schulhäuser, eine Glocke in den Kirchturm hinauf usw. Der Mann hat das bestimmt nicht des-

halb getan, weil er Gemeinderat werden wollte. Der Mann ist einfach von Natur aus grosszügig. Das muss man ihm lassen.

Hätten sie ihm das doch gelassen, seine Parteifreunde. Aber sie nahmen ihm die Gloriole eines Idealisten. Sie dachten, diese Gebefreudigkeit werde der Partei zu einem Sitz verhelfen. Sie überredeten den Mann, als Gemeinderat zu kandidieren.

Alles schien zum besten bestellt zu sein. Drei Parteien machten mit: die Katholisch-Konservativen, die Christlichsozialen, die Sozialdemokraten. Eine auf dem Papier mächtige Koalition. Insgesamt rund 1000 Stimmen bei den Grossratswahlen vor einem halben Jahr.

Alles schien aufs Beste eingefädelt zu sein. Aber die Bauernpartei und die Freisinnigen wollten nicht. Insgesamt rund 500 Stimmen vor einem halben Jahr. Also eigentlich eine «quantité négligeable» im Vergleich zu den 1000 andern.

Immerhin ahnte die Zeitung, die in neun von zehn Haushaltungen gelangt, die Wohler könnten eventuell nicht wollen. Und sie begann aufs Grosszügigste mit Schwärze zu geuden. Statistik über die letzte Nummer vor dem Wahlgang: acht grosse Inserate für einen einzigen Mann, acht Leserbriefe für diesen Mann, neun andere Zeitungsartikel für diesen Mann. Plus rund ein Dutzend Flugblätter.

Aber da war noch ein Bauersmann, der schon vier Jahre im Rat gesessen hatte. Seine Partei erhielt vor einem halben Jahr 70 Stimmen, was eine «quantité très négligeable» ausmacht. 70 Stimmlin berechtigen niemals zu einem Gemeinderatssitz, argumentierten die Rechner, welche einen «freiwilligen Proporz» errechnet hatten.

Aber es gab Argumente, die für den Mann der Partei der 70 Stimmlin sprachen.

Es kam zu einem Flugblätterkrieg, wie das an solche Kriege gewöhnte Wohler es noch nie erlebt hatte.

«Ei, das Räuberleben
Ist ein lustig Leben,
Wenn ein Gemeinderat zu wählen ischt.
Ei, da fliegen Blätter,
Blätter voll von Schmetter,
Blätter voll von Lug und Trug und Mischt.»

So hatten «weiche Birnen» vor einem halben Jahr auf der Wohler Cabarettbühne gesungen. Das schöne Lied wurde wieder aktuell.

Die Wohler gaben dem Bauern David 1'000 Stimmen, dem Goliath-Bauunternehmer nur 600.

Da waren die Wohler erstaunt; die siegessicheren Goliath-Stimmer sehr; die andern waren noch erstaunter. Sie hatten nicht zu hoffen gewagt, dass es ihrer so viele seien, die sich nicht kaufen liessen, die um so saurer reagieren, je lauter eine Zeitung schreit, die Parteiparolen ignorieren, die zuerst den Mann anschauen und erst dann eventuell freiwillig Proportionen berechnen.

Blieb noch der Gwunder, wie sich die Zeitung mit den acht grossen Inseraten, den acht Leserbriefen, den neun Zeitungsartikeln für den Nichtgewählten aus der Affäre ziehen werde.

Hört, ihr Zeitungsschreiber des ganzen Kantons, wie man sich in solchen Fällen aus der Affäre zieht: Wahlergebnisse im Kleindruck. Kommentar: «Es gab hüben und drüben Enttäuschungen. Angenehm Enttäuschungen, und weniger angenehm Enttäuschungen.»

Dieser Trouvaille folgte eine überraschend kluge und treffende Feststellung: «Das Volk hat über die Parteiparolen hinweg entschieden.» Anders gesagt: Die Wohler wollten nicht. (1961)

Abschied vom Mond

Am vorletzten Sonntag mag es manchen ähnlich ergangen sein: Wieder dunkelte einer der Spätsommertage, einer aus der grossartigen Reihe, die wir seit Wochen erleben dürfen. Und weil es Sonntag war, hatte man die Musse, zum Mond hinaus zu staunen und das Licht erst anzuknipsen, als es fast völlig dunkel war. Draussen war der Mond des Claudius; Goethes, Klopstocks, Hölty's Mond. Dann meldete das Radio, eine Rakete sei fast oben angelangt; in einigen Stunden werde es so weit sein. Wieder staunte man hinaus, jetzt erst recht; und man sagte sich, dies werde weiter nichts zu bedeuten haben. «Mögen Millionen vor dem Fortschritt auf den Bauch liegen; für unsereinen wird der Mond der Mond bleiben. So ein russischer Prestige-Schuss wird der Poesie nichts antun.» So meinte man, und so hoffte man.

Die Hoffnung hat getrogen. Die folgenden Vollmondnächte haben es an die Nacht gebracht: Der alte Mond ist nicht mehr. Der Mond ist nicht mehr der Mond.

Wie soll man das Gefühl der Entzauberung, der Schändung, der Desillusion beschreiben? Vielleicht so: Deine Geliebte wohnt in einem Land, das von in jeder Beziehung heissungriegen Soldaten besetzt wird. Sie wird vergewaltigt. Sie kann nichts dafür. Du wirst sie deswegen nicht verlassen, verschmähen. Aber es wird nie mehr ganz so sein, wie es vorher war. – Und das Allerschlimmste: Die Vergewaltigungen werden nicht aufhören.

Das sei verschrobenes, übertriebenes Zeug, kann man entgegenen. Falls Du, lieber Leser, so urteilst, dann sag mir, ob Du

von nun an unter dem Vollmond heimzuwandern vermagst, ohne sofort an einen dicken, arroganten Massenmördergrind, an Konzentrationslager, an Sichel und Hammer, an Not und Elend, an Budapest und Tibet zu denken? Assoziationen stellen sich zwangsweise ein. Die Assoziationen des Monds, der nicht mehr ist, waren die: Honigmond, Märchen, Poesie. – «Pierrot Lunaire» heisst eine Folge von Gedichten von *Albert Giraud*. *Otto Erich Hartleben* hat sie auf deutsch nachgedichtet. *Arnold Schönberg* hat sie vertont. Da findet man wundervolle Verse:

Den Wein, den man mit den Augen trinkt,
Giesst Nachts der Mond in Wogen nieder.

Des Mondlichts bleiche Blüten,
Die weissen Wunderrosen,
Blühh in den Julinächten –
Oh bräch ich eine nur!

Der Mondstrahl ist das Ruder,
Seerose dient als Boot:
Drauf fährt Pierrot gen Süden
Mit gutem Reisewind.

Der Mond, von dem wir Abschied nehmen mussten, ist in solchen Versen. Der neue Mond, der russische Mond, der innert weniger Jahre amerikanische Mond, der umstrittene Mond, der Mond der Völkerrechtler, der Mond der Techniker und der Übermenschen ist ein anderer Mond, der nun grimmig begrüsst wird, nachdem der gute alte Mond verabschiedet worden ist.

Die Begrüssungsverse für den geschändeten, neuen, entzauberten Mond wurden gefunden, als ich in Wörterbüchern

und Dichtungen das zusammensuchte, was über den alten Mond geschrieben und geträumt worden ist. Eigentlich sollte so etwas wie eine kleine Anthologie über den frühen Mond entstehen. Aber das «Material» ist zu umfangreich. Eine kleine Auswahl würde eine ganze Zeitungsseite füllen. Ich landete bei Morgenstern und fand eine Strophe, die immer noch passt, die jetzt erst recht passt, die Strophe eines Propheten:

Das Mondschaft liegt am Morgen tot.
Sein Leib ist weiss, die Sonn' ist rot.

Da sieht man wieder, was für Hellseher die Dichter sind. Die wissen etwas Jahrzehnte voraus, ohne zu wissen, dass sie es wissen.

In Morgensterns *Galgenliedern* findet man andere Strophen, die in Zukunft eine Chance bieten, die Chruschtschow-Assoziation zu verscheuchen und das rohe Grausige durch etwas immerhin dichterisch erhobenes Grausiges zu ersetzen:

Der Nachtwindhund weint wie ein Kind,
derweil sein Fell von Regen rinnt.

Jetzt jagt er wild das Neumondweib,
das hinflieht mit gebognem Leib.

Tief unten geht, ein dunkler Punkt,
querüberfeld ein Forstadjunkt.

Der alte Mond ist entzaubert; der neue Mond ist ein Mond dunkler Punkte, die verloren, von Wind und Wetter verhaudert quer über die Felder gehen. (1959)

urerei befreit

er Vorwurf, [REDACTED]

[REDACTED] die

u wenig beständ

[REDACTED]

ie Duden-Mache

SWSS

orworts [REDACTED]

uden 1 / 1986:

Beim Wort genommen

*Sprache ist eine Waffe. Haltet sie scharf.
Wer schludert, der sei verlacht, für und für.*

Kurt Tucholsky

Liedchen

Die Zeit vergeht.
Das Gras verwelkt.
Die Milch entsteht.
Die Kuhmagd melkt.

Die Milch verdirbt.
Die Wahrheit schweigt.
Die Kuhmagd stirbt.
Ein Geiger geigt.

Joachim Ringelnatz

Bekanntlich ist meist auch das Gegenteil wahr. Spruch weckt *Widerspruch*. In der gelehrtesten aller gescheiterten Wochenend-Beilagen – in der «NZZ», wo denn sonst – las ich letztthin in einer Besprechung eines Buchs mit dem merkwürdigen Titel «Irrläufer», von *Stanislaw Lem* den Satz: «Gedichte haben Angst vor den Wörtern und verbergen sich in einer Dunkelheit, die man gewöhnlich nicht erreichen kann.» Und es meldete sich unverzüglich der *Gegen-Satz*: Es gibt gültige Gedichte, die in klaren, durchaus verständlichen Wörtern daherkommen, hinter denen sich die Bedeutung verbirgt, die man gut erreichen kann.

Das kleine «Liedchen» des Joachim Ringelnatz (1883-1934) scheint mir von dieser Art. Auf einen ersten Blick gibt es sich simpel. Die ersten vier Zeilen könnten einfacher, anschaulicher nicht sein. Ein lieber, kindlicher, volkstümlicher

Spruch. Dann aber drei Zeilen tödlichen Widerspruchs. Als Schluss eine Zeile, die uns fragen lässt, was sie da eigentlich zu suchen habe; worauf sich die Antwort einstellt, sie *müsse* sein. Man kann sie *so* oder *anders* interpretieren. *So*: das, was bleibt und immerzu währen wird, ist die Musik in ihrer eigentlichen und in übertragener Bedeutung. *Anders*: seit alters zeichnet man den Tod als ein Gerippe, das mit der Geige aufspielt. *Drittens* kann man sich mit der Schlusszeile ein trotziges *Dennoch* denken, nämlich eine Art «Maikäfer, flieg!»; zwar ist Vater im Krieg, Mutter ist in Pommerland, «Pommerland ist abgebrannt, /Maikäfer, flieg!»

Hinter dem überraschenden, scheinbar aus dem kleinen Ganzen herausfallenden «Die Wahrheit schweigt» steckt vielleicht etwas Gewaltiges. Johannes 18, 38: «Spricht Pilatus zu ihm: Was ist Wahrheit?» Es *schweigt* der Angeklagte; womit für den römischen Statthalter das Verhör beendet ist.

Darf man, von Joachim Ringelnatz redend, so weit und hoch hinaus assoziieren? Der galt doch als Tunichtgut, wurde aus dem Leipziger Gymnasium geschmissen, ging 18jährig zur See, hat vier Jahre lang alles Wüste eines niedern Matrosendaseins mitgemacht. Hatte zwischenhinein und später, nach der Entlassung aus der 1918 geschlagenen Marine, vielerlei getrieben. Er war Poet, Erzähler, Satiriker, Kabarettist, Angestellter eines Reisebüros, Jahrmarkt-Gaukler in einer Schlangenbude, Lehrling in einer Dachpappenfabrik, Hochstapler als «Kalif von Bagdad», Landstreicher, Sträfling, Maler, Bohemien, Besitzer eines Zigarrenladens, Hausdichter des Münchner «Simpl», Verfasser eines Theaterstücks, mit dem er auf Tournee ging. Hat unter anderem ein achtstrophiges Weihnachtslied geschrieben, das – brächte man es am 24. Dezember in dieser

Beilage – vermutlich als zu arg befunden würde. Immerhin gibt es sich in der letzten Strophe versöhnt: «Ich zog mich aus und ging leise / Zu Bett ohne Angst, ohne Spott, / Und dankte auf krumme Weise / Lallend dem lieben Gott.»

Krumm ist ein Wort, das Joachim R. gern gebraucht hat. Auch dem Verfasser dieses Kommentars ist es keineswegs zuwider. So mag man ihn denn wegen des mutwilligen Abschwenkens von einem «Liedchen» zur Passion getrost einen *Krummdenker* schelten. (1989)

Wankelmütig, wandelbar

Am Montag fängt die Wachen an,
am Dienstag muss i z suffen han,
am Mittwoch bin i sternenvoll,
am Donnerstag tut mir der Kopf nit wohl,
am Freitag muss i sterben,
am Samstag unter die Erden,
am Sonntag fahr ich in Himmel,
am Montag bin i der gleiche Lümmel.

Dieses wüste Lied stammt aus der von *Hans Magnus Enzensberger* besorgten grossen Sammlung «Allerleirauh/ Viele schöne Kinderreime.»

Ich bekenne, dass das eines meiner Lieblingsgedichte ist. Und ich hoffe, jeder verständige Mensch werde erkennen, dass «saufen» nur eine Metapher ist für Allgemeinmenschliches.

Was ist der Mensch? Wir kennen die Definitionen: wissend (*sapiens*), spielend (*ludens*), werkend (*faber*). Und diese Menschen insgesamt? Ich behaupte: wankelmütig, wandelbar, der Wandlung fähig, zum immerwährenden Neubeginn aufgerufen. Freude im Gelingen, Trauer im Versagen, neuer Versuch; diese drei.

Diese drei sind das Thema unseres Kinderliedes, das uns ein viertes zu bedenken gibt: Im Wissen, im Spielen, im Werken sei *Humor*. Mich dünkt unser Gedicht recht lustig. Tiefsinn mit Humor. *Himmel/Lümmel*, welch ein Reim.

Unser Gedichtlein, eigentlich einer der den Kindern so lieben Abzählverse, zielt mit leichtem Sinn ins Philosophische. Der Spanier *Ortega y Gasset* gilt als Philosoph. In dem Text «Um einen Goethe von innen bittend» schreibt er:

«Das Leben ist auf Grund seines eigenen Wesens ein ständiger Schiffbruch. Aber schiffbrüchig sein, heisst nicht ertrinken. Der arme Sterbliche, der sich im Abgrund versinken fühlt, rudert mit den Armen, um sich über Wasser zu halten. Diese Reaktion auf die Gefahr seines eigenen Untergangs, diese Bewegung der Arme ist die Kultur – eine Schwimmbewegung.

Das Wissen um den immer drohenden Schiffbruch, da es die Wahrheit des Lebens ist, bedeutet schon Rettung. Darum glaube ich einzig an die Gedanken Scheiternder. Man sollte die Klassiker vor ein Tribunal von Schiffbrüchigen stellen und sie gewisse Urfragen des echten Lebens beantworten lassen.»

Das mag einem auf einen ersten Blick spanisch vorkommen. Und was es mit Goethe zu tun hat, kann uns hier nicht weiter kümmern.

Zurück zur Überschrift: wankelmütig, wandelbar. Für den in all seinen Gewohnheiten verharrenden, sich nie widersprechenden, starren und sturen Menschen gibt es im Deutschen einen trefflichen Ausdruck: Gewohnheitstier. *Tier!* Nur die den Menschen nahen höheren Tiere können wankelmütig, wandelbar sein. Solchen Ausnahmen stehen Milliarden Kreaturen gegenüber, die für *ein Leben* fest programmiert sind. Freilich gilt auch für diese, laut Darwin, *über sehr weite Zeiträume* das Wort Wandel als einziger Konstante.

Zurück zum Menschen. Dass wir wankelmütig sind, darf uns nicht zu sehr grämen; freuen wir uns der Wandelbarkeit. (1989)

Schwere Schwierigkeiten mit dem Schwerpunkt

Was kommt neuestens heraus, kaum dass irgendein Redner das Maul aufgemacht hat: ein *Schwerpunkt* und dann Schwerpunkte über Schwerpunkte. Was hauen heutige Schreiber am allerliebsten aufs Farbband: *Schwerpunkte*.

Diese Schwerpunkterei macht mich neidisch. Noch nie ist es mir gelungen, einen Schwerpunkt zu Gesicht zu bekommen. Es macht mir schon ordentlich Mühe, einen mittels meines geistigen Auges auszumachen. Falls ich den *Schwerpunkt* definieren müsste, käme ich in Schwierigkeiten, welche andere nicht kennen.

Mit dem für mich so schwierigen Schwerpunkt sind andere per du: ein lieber, guter, praktischer, hilfreicher Freund. Er erspart die Qual der Wahl. Zu wählen wäre aus einem altmodischen Sortiment, das da sein könnte: *Hauptsache* – *worauf es besonders ankommt* – *das Wichtigste* – *Haupttätigkeit* – *das Wesentliche* usw.

Zum ersten Mal in meinem Leben vernahm ich das Wort Schwerpunkt aus dem Munde meines Badener Physiklehrers, der zwar Jaeger hiess, den wir aber einzig unter dem Namen «Marroni» kannten, weil sein Kahlkopf vom vielen Baden unter heiterem Himmel marronibraun und marronirunzelig geworden war (Marroni runzeln, wenn die Schale weg ist...). Er gab auch Geographie und war nie verlegen, wenn er ein Lichtbild kommentieren musste, auf dem irgendein Gewässer vorkam. «Da habe ich gebadet», verkündete er allemal dann, wenn

ihm über Nizza, den Nil, das Rote oder das Tote Meer nichts Gescheiteres einfiel. Wann immer er etwas Wässeriges zeigte, sprach er: «Da habe ich gebadet. Da habe ich auch gebadet.»

Aber ich bin mit dem Gedanken an den guten alten Marroni von der Physik zur Geographie abgeschweift. Zurück zur Physik.

Marroni hatte uns den Schwerpunkt definiert, worauf er uns aufforderte, ihm das nachzumachen. Das ist uns nie recht gelungen, was den sonst nachsichtigen Marroni recht erbosen konnte.

Erst heute ist mir so richtig klar, dass Marroni von sich selbst und von uns zuviel verlangte. Nicht einmal dem allerneuesten Lexikon (dtv 1974) ist eine einwandfreie Definition gelungen. Ich finde dort hinter dem Stichwort *Schwerpunkt* einzig einen Pfeil, der mich auf den *Massenschwerpunkt* verweist. Ich muss also ein anderes Bändchen holen und werde dann so belehrt:

«Der Punkt eines starren Körpers, in dem dieser unterstützt werden muss, um angreifenden Schwerkraften, etwa der Erdanziehung, weder durch geradlinige noch durch Drehbewegungen nachzugeben. In ihm kann man sich also die Gesamtmasse des Körpers vereinigt denken.»

Sowas Kompliziertes. Und der Männerchor Boswil hat gleich drei davon, wie ich soeben in der Zeitung lese, die über eine Generalversammlung berichtet: Die Schwerpunkte seines Jahresprogramms sind das Masingen, der Kirchengesang am Bettag und das Jahreskonzert um die Chilbizeit.

Ein Wunder der Natur, sozusagen, dieser Bosmeler Chor. Andere Körper müssen mit einem einzigen Schwerpunkt auskommen, aber dieser «Klangkörper» hat deren drei. Ebenfalls auf drei bringt es der Zonenplan von Schinznach Bad. Deshalb

ist das, wie mir eine Zeitung meldet, ein «Dreischwerpunktzonenplan.»

Aber zurück zu meinem gescheiterten Lexikon. Dort wird vom Schwerpunkt kategorisch behauptet, dass er «unterstützt werden muss». Auch das noch! Als ob man alles zu unterstützen vermöchte, was Unterstützung verdient. Man kann das beim allerbesten Willen nicht. Und obendrein meine ich, noch nie sei es einem Menschen gelungen, den Schwerpunkt zu unterstützen. Stützen kann man einzig einen Punkt, der an der Oberfläche (besser: an der Unterfläche) des zu Stützenden auszumachen ist. Marronis und der andern Physiker Schwerpunkt ist aber *innen*[^] genau senkrecht über dem Punkt, den ich unterstütze; aber weiter oben, im *Innern* des zu Unterstützenden. Autos haben einen Schwerpunkt; und der ist sehr wichtig. Früher, in den ersten Ford-Modellen, war er zu weit oben. Heutzutage liegt er tiefer und in den Porsche noch tiefer.

«Die Sorgen dieses Quaerens sollte man haben», werden die Redner und die Schreiber sagen, die ich eingangs beneidet habe. Für sie ist ein Schwerpunkt einfach ein schwerer Punkt. Punktum. Und nächstens werden sie sogar den Fragen, die sie unentwegt «in den Raum stellen», Schwerpunkte verpassen. (1976)

Ich würde sagen...

...es sollte jeder beim Wort genommen werden, der *ich würde sagen* sagt. Wie das gemeint ist, steht weiter unten.

Vorläufig das:

«Ich gsächs nid gern wenn er ewegg giech

und nümme chiem.

Wenns em nur z Sinn chäm

und ers gsäch

as ich gern mitgäch.»

Das ist von *Josef Villiger* und heisst «Konjunktivisches Geplänkel». Aus «Ifäll und Usfäll». Im weitem bringt Villiger in dem Geplänkel die Konjunktive *mitgieng fier mitnäm gsiech miech giech luff sehtöch miech schtiend lö* (liesse) *schlöch*.

Die Konjunktive sind aus der Mode geraten. Vermutlich sind sie vielen Zeitgenossen zu bäurisch. Bauern, die noch eine rechte Mundart sprechen, können nicht genug davon bekommen.

Konjunktive klingen altmodisch. Tatsächlich sind viele endgültig äusser Brauch. Wenn man bei *Claudius*, bei *Hölderlin* oder bei *Schiller* nachschlägt, findet man Konjunktive, die niemand mehr braucht: tropfen – träufte, duften – düfte, schrecken – schröckte. Drei Beispiele für viele.

Den Konjunktiv *bräuchte* hat letzthin im BT *Peter Wanner* gebraucht, ein Junior des BT-Chefs. Ich war erstaunt und freudig überrascht, dass ein Junger so gezwitschert hat, wie die meisten Alten zu singen verlernt haben. Und es wuchs die Hoffnung, einige Konjunktive könnten die *Ich-würde-Mode* überleben. Dass die Hölderlinschen Konjunktive mausetot sind, wollen wir nicht beklagen; aber die halbtoten sollten wir nicht sterben lassen.

Unsere *Ich-würde-Mode* stammt vermutlich wie andere Sprachmoden aus dem Englischen. Dort sind die vielen *I would* unvermeidlich, weil die Konjunktive fehlen. Laut einer Agenturmeldung hat der Sprecher des Weissen Hauses letzthin gesagt, nachdem er nach seiner Meinung über die berühmt-berüchtigte Puerto-Rico-Erklärung des deutschen Bundeskanzlers befragt worden war: «Ich würde sagen, der Präsident würde im Allgemeinen dem, was Bundeskanzler Schmidt gesagt hat, nicht widersprechen.» Da hört man das heraus, was vermutlich dahinter steckt: «I would say the President wouldn't...»

Täglich werden unbesonnen englische *I would* mit *ich würde* übersetzt, obwohl das nicht sein müsste, weil wir allerlei zur Verfügung haben, das kräftiger ist und feine Unterschiede ermöglicht: *es dünkt mich / ich meine / ich vermute / kann sein / vielleicht / vermutlich* usw.

Es ist gar nicht wahr, dass die Jungen so zwitschern, wie die Alten sungen. «S chönnt cho rägne», sagt der Alte; der Junge sagt das eleganter: «Ich würd säge, es rägnert nächstents.» – «S tunkt mi gschpässig», sagt der Alte; der Junge sagt das eleganter: «Ich würd säge, das sig komisch.»

Freilich kann die *Ich-würde-Pormel* Ausdruck der Bescheidenheit sein. Sie kann Vorsicht andeuten. Man ist seiner Sache nicht ganz sicher. Wer aus *diesen* Gründen ein vorsichtiges, ja schüchternes *ich würde* wählt, darf weiterrede.

Er meint «Falls ihr erlaubt, falls euch das interessiert...» Die meisten *Ich-würde-Redner* meinen die Formel anders. Ihnen möchte man am liebsten, sie beim Wort nehmend, zurufen: «Nein, nicht erlaubt, interessiert uns nicht.» Oder in ihrer Sprache: «Ich würde sagen, es würde besser sein, du würdest nichts sagen.» (1976)

Biaise Cendrars bei St. Leonhard in Wohlen

Cendrars schrieb viel, schrieb hochgemut spontan. Einem neuen Band pflegte er die Bemerkung beizufügen, es seien 33 andere in Vorbereitung.

Der junge Cendrars war in Paris mit ebenso jungen Leuten befreundet, die heute als «Klassiker» gelten: *Léger, Apollinaire, Picasso, Braque, Modigliani* usw. Das war nicht die Welt des Naturwissenschaftlers P. H. Eine Schulfreundschaft ging spätestens dann zu Ende, als Cendrars in einem seiner Romane einem miesen Subjekt den Namen Paul Haberbosch gab.

Der Dichter von «Les Pâques» war Bürger des am Thunersee gelegenen *Sigrisunl*. Er kam am 1. September 1887 als Sohn des *Georges Frédéric Sauser* und der *Marie Louise* geborene *Dorner* in *La Chaux-de-Fonds* zur Welt, und zwar im gleichen Quartier wie der im selben Jahr geborene *Corbusier*. Er wurde auf die Namen *Frédéric Louis* getauft.

Der Vater zügelte nach Basel, wo sein Sohn sich am Gymnasium als *Fritz Sauser* eintragen liess. Die Maturitätsprüfung bestand er nicht, weil er viel zu viel geschwänzt hatte. Als Hörer ging er an die Universität Bern, um Kunstgeschichte zu studieren.

Dann stieg er aus, wie man das heute nennt, und zwar *gründlich*, für *immer*. Wann und unter welchen Umständen das geschah, bleibt umstritten. Sicher ist, dass er von Basel aus in das damalige *Sankt Petersburg* reiste; immer noch als *Fritz*

Sauser; aus einem Namen «auszusteigen» gelang ihm erst später, als er sich zu einem *Blaise Cendrars* machte.

In Russland ist er weit herumgekommen. «Längst nicht so weit, wie er in seiner berühmten Dichtung über eine Reise in der transsibirischen Eisenbahn behauptet hat», schrieb Dr. Paul Haberbosch zuerst im BT, dann im «*Schweizer Spiegel*».

Später *Paris*; dann *New York*. Er begann diese Stadt zu hassen, weil es dort, wie er in einer mächtigen Tirade schrieb, noch schändlicher rein nur ums Geld gehe als in der ihm verhassten Schweiz.

Immerhin gab es da die *New York Public Library*, wo er Tag für Tag verbrachte und das tat, was seit Jahren seine Hauptbeschäftigung war: lesen, lesen, was ihm in die Hand kam. «Ich verhungerte beinahe, weil ich nicht arbeiten wollte. Ich vergass nie, dass Arbeit ein Fluch ist, und ich habe auch nie daran gedacht, eine Gewohnheit daraus zu machen.»

Eine seiner «Lügen», die er dann, wenn es ihm passte, widerlegte. Er *konnte* arbeiten, wenn er *wollte*.

1912 in New York sammelte er Brotrinden, Zigarrenstummel und andere Abfälle. Eines Nachts stolperte er müde durch die Straßen. Aus einer Kirche hörte er Haydns «*Schöpfung*». Er trat hinein. «Doch ein Bischof unterbrach alle fünf Minuten das Oratorium, um Moral zu predigen und an das Herz zu appellieren. Ich ging davon, zerschlagen, angewidert. In meinem Zimmer kaute ich an einer Brotrinde und legte mich schlafen. Dann erwachte ich und begann zu schreiben, schlief wieder ein, erwachte, kritzelte weiter. Um fünf Uhr hatte ich ‚Les Pâques à New York‘ geschrieben.»

Die ersten Worte: «J'aurais voulu entrer, Seigneur, / Dans une église / Mais...»

Ein «de profundis», die Dichtung «Les Pâques». Was ist Religiosität? Weiss ein Cendrars darüber genau Bescheid? Wer ist da ganz sicher, was in ihm und in andern vorgeht?

Auch der Maler und Dichter *Max Jacob* war einer aus dem oben nur unvollständig skizzierten Kreis von jungen Künstlern, zu dem übrigens auch Cendrars' Landsmann *Le Corbusier* gehörte. Der Jude Max Jacob konvertierte 1915 sozusagen Knall auf Fall zum Katholizismus; Picasso war sein Taufpate. Max Jacob kam 1944 in einem Konzentrationslager um, während Cendrars sich in der Provence versteckt halten musste. «Que Dieu bénisse le pauvre Max Jacob», schrieb Cendrars. Hat da einer den Namen Gottes eitel genannt oder doch aus einer Religiosität heraus?

Lassen wir das. Zurück zum Auszug des Fritz Sauser in Richtung Blaise Cendrars. Aus einem seiner Gedichte: «Ich bin nicht der Sohn meines Vaters / Und ich liebe einzig meine Urgrossmutter / Ich habe mir einen neuen Namen gemacht»; die Fortsetzung ist schwer zu übersetzen; also denn auf Französisch weiter: «Visible comme une affiche bleue / Et rouge montée sur un échafaudage / Derrière quoi on édifie / Des nouveautés des lendemains.»

Als Fremdenlegionär war Cendrars im Ersten Weltkrieg in der Champagne an der Front, wo er 1915 seinen rechten Arm lassen musste. Nach Paris zurückgekehrt, schrieb er ein Gedicht, von dem er behauptete, es sei von seinen linkshändigen das erste. Es tönt wie ein Chanson, könnte einfacher nicht sein. Wieder muss auf eine Übersetzung verzichtet werden; aber es werden die letzten drei Zeilen gebracht:

«*Un cigare au bec... / Ma femme au bras... /... Raymone...*»
(Die viermal drei Pünktlein sind von Cendrars.)

Seiner Raymone blieb Blaise auf seine Art treu. Die Feier der *Goldenen Hochzeit* gedieh zu einem grossen Fest. Cendrars war schon sterbenskrank, als ihm 1961 der *Literaturpreis der Stadt Paris* verliehen wurde. Er konnte diese hohe Ehrung nicht mitmachen. Aber er hatte ja «eine Frau fürs Leben». Raymone ging hin. Am 21. Januar 1961 ist Blaise Cendrars gestorben.

«J'aurais voulu entrer, Seigneur, dans une église, mais...» Nun tritt er doch irgendwie in eine Kirche; morgen abend in eine Pfarrkirche Sankt Leonhard. *Saint Léonard* dürfte dem Dichter von «Les Pâques» sympathischer gewesen sein als andere Heilige. Der Wohler Kirchenpatron war ja ein Franzose aus der Gegend von *Limoges* und gilt als *Patron der Gefangenen*. Manche französischen Kirchen sind ihm geweiht; in Frankreich gibt es laut Telefonbuch fünf Ortschaften, die *Saint Léonard* heissen. Schliesslich noch die Anmerkung:

In dem dritten von Honegger gewählten Fragment aus «Les Pâques» werden zwei Verse aus der Ostersequenz zweimal zitiert. («Die nobis, Maria...»)

Die grossen Komponisten haben dafür gesorgt, dass einer «Moderne» zum Trotz die ergreifendsten Texte des einstigen Missale weiterleben: der Kanon der Messe, Requiem, Stabat Mater, Magnificat, Vespers und eben die Ostersequenz. (1984)

Johannes Paul Zölestin?

An jenem Samstagnachmittag habe ich mit dem Apparätli «gfätterlet», mit dem man, ohne seine Loge verlassen zu müssen, von einem Sender zum andern wechseln kann. So geriet ich in eine Direktsendung des Tessiner Fernsehens. «Sie haben einen Papst», berichtete ich Leuten, die sich anderswo im Haus aufhielten. «Wer ist es?» – «Habe nicht recht verstanden, kam zu spät; aber der Mann gefällt mir; der hat nach dem ‚... et maneat semper!‘ so gelächelt, wie ich noch nie einen Papst lächeln gesehen habe.»

Bekanntlich ist es Millionen andern Menschen ähnlich ergangen.

Dann mit Spannung das Warten auf den Namen. *Die* Namen, Plural, wie wir dann vernahmen. Programmatische Namen, wie man weiss. Warum nicht einen dritten, wenn schon einer nicht genügt? Vielleicht noch Zölestin? (Auf deutsch: der Himmlische.)

Daniel-Rops schreibt im dritten Band seiner sechsbändigen «Histoire de l’Eglise du Christ»:

«Das ist eine seltsame Geschichte: die des Pontifikates des Heiligen Zölestin V.; und gäbe es nicht seriöse Dokumente, welche diese Geschichte als authentisch garantieren, man würde vielleicht dazu neigen, sie für eine Legende zu halten.»

Diese Geschichte wird hier aufgrund der Darstellung von *Daniel-Rops* erzählt.

Juli 1294. Seit über zwei Jahren ist der Heilige Stuhl vakant. Das Heilige Kollegium besteht aus elf Kardinälen, die sich nicht einigen können. Das römische Volk ist empört und verjagt die elf aus der Stadt, was die sich gerne gefallen lassen, weil sie dort, inmitten eines mit Recht zornigen Volks, ihres Lebens nicht mehr sicher sind.

Die Kardinäle fliehen nach Perugia, wo die beiden unversöhnlichen Clans (die Colonna und de Orsini) weiterstreiten.

Auch in Perugia wächst die Unruhe des Volks. Die Sache wird für die Streithähne äusserst brenzlich. Fürsten, Könige mischen sich ein. Es geht um hohe Politik.

Eines Morgens reiten drei der elf zur Stadt hinaus. Und ein Gerücht wird bestätigt: Das Heilige Kollegium hat einen neuen Papst; nur weiss der das noch nicht.

In einem Maquis der Abruzzen lebt *Pietro von Murrone*, das elfte Kind eines Bauern, seit Jahrzehnten als Einsiedler von Wasser, Kräutern und Wurzeln. Er ist achtzigjährig, gilt als heiligmässig, gehört einer von ihm gegründeten Gruppe Benediktiner an, die sich die «Himmlischen» nennen.

Dem uralten Mann wird in seiner Wildnis von den drei Kardinälen mitgeteilt, er sei der neue Papst. Ob er wie Johannes Paul ausgerufen hat: «Gott möge euch das verzeihen, was ihr mir angetan habt!», weiss man nicht. Aber man darf das annehmen.

Der Alte fügt sich. Aber er stellt kleine Bedingungen. Auf einem *Esel*, nicht auf einem Pferd, will er nach Rom reiten.

Ein sonderbarer Zug: der neue Papst auf dem Esel; *Charles II.* von Anjou und dessen Sohn *Charles Martel* halten die Zügel des grauen Tiers mit den langen Ohren.

Der neue Papst wählt den Namen Coelestinus, was mit *caelum*, später im Kirchenlatein *coelum* (*Himmel*) zu tun hat. Vor ihm hat es schon vier «Himmlische» gegeben; also ist er der fünfte.

Der arme Mann gerät in eine schreckliche Zwickmühle. Charles II. hatte sich etwas dabei gedacht, als er sich dazu hinunterliess, die Zügel eines Esels zu halten. Der König bedrängt, ja zwingt den Papst, eine gewisse Politik zu begünstigen. Charles bringt Zölestin dazu, in *Neapel*, der damaligen Anjou-Stadt, zu residieren.

Leute, die ihre Hoffnungen auf den Eremiten-Papst gesetzt hatten, beginnen Böses zu ahnen. Jacopone von Todi, unter anderem Autor des «Stabat Mater», ein «fulguranter» Polemiker, wie Daniel-Rops sagt, ruft dem Zölestin zu: «Was ist los mit dir, Pietro von Murrone? Du stehst vor einer Prüfung. (...) Wenn du die Erwartungen der Welt enttäuschst, wirst du verflucht werden.»

Am 13. Dezember des Jahres seiner Wahl ist Zölestin V. am Ende. Aber das war ein Ende in Würde. Er verlas einen wohl-vorbereiteten Text, mit dem er das Heilige Kollegium bat, ihn aus dem Amt eines Papstes zu entlassen. Diese Bitte um Entlassung sei «fort élevé d'ailleurs» gewesen, versichert mein Gewährsmann Daniel-Rops.

Das Heilige Kollegium nahm die Demission an. Zölestin stieg vom Thron, zog die päpstlichen Kleider aus, legte die dreifache Krone und den Fischerring weg und setzte sich wie ein Bettler auf den Fussboden.

Zölestin lebte nicht mehr lange. Einerseits wurde er später, wie Jacopone von Todi es vorausgesagt hatte, *verflucht*: von dem enttäuschten Zeitgenossen Dante im III. Gesang des «Inferno» der «Divina Commedia». Dort heisst der 60. Vers: «... ehe fece per viltà il gran rifiuto.» («... welcher aus Feigheit die grosse Verweigerung tat.»)

Zwar sind sich die Kommentatoren der «Divina Commedia» nicht einig, ob mit dem von Dante nicht beim Namen genannten Mann des «gran rifiuto» Zölestin V. gemeint ist. Aber Reinhold Schneider hat für seine von Zölestin V. handelnde «Dramatische Dichtung» den Titel «Der grosse Verzicht» gewählt, die wörtliche Übersetzung von «gran rifiuto».

Reinhold Schneider hat den armen Mann des grossen Verzichts nicht verflucht. Er hat weder verflucht noch gesegnet.

Im Programmheft des Wiener Burgtheaters zur Aufführung «Der Grosse Verzicht», 1. Oktober 1958, ein halbes Jahr nach Schneiders Tod, kann man unter anderem lesen:

«Die Rechnung geht nicht auf. Der christliche Dramatiker Reinhold Schneider wurde vielleicht durch nichts so verletzt (...) wie eben durch diese Wahrnehmung: Die Christen besitzen weithin keinen Sinn für das Tragische; und eben deshalb kein tieferes Wahrnehmungsvermögen für erste und letzte Wirklichkeit.»

Aber lassen wir das, was, mit Fontane zu sprechen, «auf ein weites Feld» führen würde.

Einerseits von Dante verdammt; andererseits *heiligesprochen*: von Papst Clemens V., zwölf Jahre nach dem Tod des Zölestin. Daniel-Rops bemerkt dazu trocken: «Il n'était plus gênant.»

Johannes Paul I. sei sehr belesen gewesen, heisst es; und so intim mit wirklichen und fiktiven Gestalten der Vergangenheit, dass er ihnen Briefe geschrieben hat. Wer weiss, ob er während seines kurzen Pontifikats nicht die Not verspürte, dem Zölestin V. zu schreiben? (1978)

Leute

Las palabras buenas son, si asi es el corazon.

Wenn das Herz gut ist, sind auch die Worte gut.

Spanisches Sprichwort

Bodensatz

Was aus dem Süden zu uns komme, sei «Bodensatz», wird behauptet. Aber könnte es nicht sein, dass Spittlers Wort von der Schweiz als einem Land, «wo der letzte Hund hat ein Ideal im Hintergrund», auch auf den sogenannten Bodensatz zutrifft? *Guerino P.*, Wohlen, ist 1957 in Italien geboren. Sein Vater kam als Bauernknecht in die Schweiz. Später reiste die Mutter nach und arbeitete für sehr wenig Lohn in einem Haushalt. Sie meinte, der geringe Lohn müsse sein – für solch eine «geringe» Arbeit. Es hat einige Zeit gedauert, bis man der sehr bescheidenen und ebenso sehr tüchtigen Frau beibringen konnte, sie sei viel mehr wert als das, was sie jahrelang erhalten hatte.

Der Vater avancierte vom Bauernknecht zum Hilfsarbeiter in einem Eisenwerk.

Inzwischen besuchte Guerino die Wohler Schulen. Nicht die Bezirks-, nicht die Sekundär-, sondern die Oberschule. Heute ist er im ersten Lehrjahr als Sanitärinstallateur. Natürlich ist er Fan einer italienischen Mannschaft, und in Wohlen kickt er mit den Junioren.

Ich erwähne das mit dem Fussball, auf dass niemand meine, Guerino sei halt etwas Besonderes. Nein, der ist irgendein Italiener-, irgendein Wohler Bub.

Obwohl die Lehre streng ist und Guerino gerne Überstunden macht, um mehr zu verdienen, nimmt er sich Zeit für Gedichte. Ein Ringheft aus Kunstleder, der Deckel mit einer schlichten Collage verziert. In das Heft schreibt er, was ihn bewegt.

Seine Mutter- und seine Vatersprache ist Italienisch, aber die aus der Schule bezogene Sprache ist Deutsch. Unser Lehrbub und Poet schreibt in der Sprache des Landes, dessen Gast er vorläufig noch ist. «Wenn er irgendwo in ein Haus kommt, um etwas zu reparieren, ahnt niemand, dass er ein Italiener ist», sagt seine Mutter mit Stolz.

Ob das wirklich ein Grund sei, stolz zu sein, frage ich die Frau. Man soll meinetwegen stolz sein, dass man Italiener, Schweizer, Österreicher, Holländer oder weiss ich was ist. Aber stolz, weil man etwas anderes scheint, als man ist?

Die Frau lächelt. Sie sagt das nicht ausdrücklich, aber man ahnt, was sie sagen möchte: Theorie; die Praxis ist anders.

«Wo?», fragt Guerino. Und er fragt weiter:

«Gibt es Ihn?!

Wo ist Er? Sieht man ihn?

Wo?

Gibt es Ihn?!

Ist er unter uns? Ist er ein Mensch ?

Wo?

Gibt es?!

Aus Fleisch und Blut? Ist Er stark ?

Wo?

Gibt es ihn?!

Ist Er mein Nater? Ist Er Reich ?

Wo?»

Niemand wird behaupten, das sei ein Meisterwerk. Aber das Gedicht ergreift mich mächtiger als manche bessere.

Dass Guerino mit der Grossschreibung nicht zurecht kommt, sahen wir soeben: Neben den Substantiven und den in diesem «Fragen nach Gott» absichtlich gross geschriebenen Fürwörtern erhält auch «Reich» einen grossen Buchstaben. Unser «Dichter» macht es wie jene, die vor Jahrhunderten Deutsch schrieben: Grosse Buchstaben nach Lust und Laune. Erscheint ihm ein Wort bedeutsamer als andere, zeichnet er es mit einer Majuskel aus.

Kenner werden beim Lesen der folgenden Zeilen sagen: «Aha, der hat Borchert gelesen.» Ich habe das auch gefragt und erhielt den Bescheid, das stimme nicht.

«Er lernt... !

*Er lernt, Töte nicht!
Er geht in den Krieg,
und Tötet!*

*Er lernt, Töte!
Er geht in den Krieg,
und muss Töten!*

*Er lernt, Hasse nicht!
Er geht in den Krieg,
und Hasst!*

*Er lernt, Hasse!
Er geht in den Krieg,
und muss Hassen!»*

Es wurde wegen der zweiten Überfremdungs-Initiative in diesen Tagen soviel geschrieben und geredet. Eigentlich ist zu dem Thema längst alles mehrmals gesagt. Darf ich dennoch das wiederholen: Den «Hund» im andern zu erkennen (gleichviel ob Schweizer oder Ausländer) ist uns leicht gemacht. Das «Ideal im Hintergrund» fällt weniger auf, weil die einfachen Leute es lieber verbergen. Auf Guerinos Ringheft bin ich auf Umwegen zufällig gestossen. (1974)

Kurt Neeser, Wohlen

«De Neeser» war in Wohlen und Umgebung nicht einfach ein gewisser Mensch. Neeser war ein Begriff. Kurt Neeser ist im Alter von vierzig Jahren gestorben. Aber man darf hoffen, die Institution Neeser werde bleiben.

Neeser. Das bedeutete Blaulicht, Sirenengeheul, rasende Fahrt vom Oberdorf her die Bremgartenstrasse hinunter. Wo immer ein schwerer Unfall sich ereignet hatte, war der erste Gedanke eines jeden, der grad dazukam: Neeser.

Kurt Neeser war der Mann, der stets ein Empfangsgerät bei sich trug. Seine Zentrale war rund um die Uhr per Funk zu erreichen.

Es kam vor, dass er nicht wartete, bis man ihn rief. An jenem Dienstag nach Ostern, als sich in Dottikon eine schreckliche Explosion ereignet hatte, fuhr er ungerufen los. Er war damals der erste und für einige Zeit einzige, der wirklich zu helfen verstand. Telefonverbindungen waren unterbrochen, aber Neesers Funkeinrichtung funktionierte.

Damals war Neeser endlich soweit, dass ihn jedermann ernst nahm. Anfänglich hatte er ein Misstrauen gewisser Ärzte und der Spitäler zu überwinden. Und es gab «Spassvögel», die Neesers Bemühungen so lächerlich zu machen versuchten, dass sie ihn mitten in der Nacht «zum Jux» alarmierten.

Dann gab es Leute, die hämisch zu bemerken pflegten, auch Neesers Rettungsarbeit sei halt in erster Linie ein Geschäft. Tatsächlich liessen sich der Samariterdienst und das Carrosseriegeschäft nicht fein säuberlich trennen.

Am Anfang war das Spenglergeschäft gewesen. Eine kleine, mit einfachsten Mitteln erstellte «Bude». Kurt Neeser rückte damals einzig dann aus, wenn er wegen eines verbeulten Autos gerufen wurde. Er sah dann bald, dass jeweils neben dem Spengler und Abschlepper Menschen fehlten, die den verletzten Menschen hätten helfen können.

Kurt Neeser begann, nach eigenen Ideen Ambulanzfahrzeuge einzurichten. Er lernte aus Erfahrung und konstruierte im Lauf der Jahre neue Modelle.

Er bezog eine grosse neue Werkstatt und war je länger, je mehr zu rechnen gezwungen. Ungern genug wandte er sich an den Kanton und an die Gemeinden, um Defizitbeiträge zu erbitten. Dem Kanton fehlten die «gesetzlichen Grundlagen»; aber Wohlen und andere Freiamter Gemeinden entschlossen sich, für Neeser einen Posten ins Budget zu nehmen.

Das Leben schreibt Geschichten, die als kitschig sentimental taxiert würden, wären sie nicht durch Zeugen belegt. Kurt Neeser, der so vielen Opfern des Verkehrs geholfen hatte, wurde selber zu einem Opfer.

Opfer. Das sagt man einfach so; selbst dann, wenn das Opfer eigentlich der Schuldige oder zumindest der Mitschuldige ist. In diesem Fall gibt es keinen Zweifel, dass Kurt Neeser das Opfer eines Unfalls wurde, der stupider nicht hätte sein können.

Er fuhr, nachdem er nicht weit von Wohlen etwas abgeholt hatte, heimzu. Völlig korrekt auf seiner rechten Strassenseite. Ein entgegenkommender schwerer Amerikanerwagen geriet ins Schleudern und fegte Neesers VW von der Strasse, eine Böschung hinunter. Kein Nebel, kein Regen und schon gar kein Eis und kein Schnee, denn es war ein blauer Junitag; kein Laub auf der Strasse, keine Kurve, kein Überholmanöver; keine

Übermüdung des Lenkers, denn der war noch keine drei Minuten unterwegs gewesen, als das passierte. Auf der Todesstrasse Wohlen-Lenzburg passiert; einige hundert Meter nach der Signalanlage Bullenberg.

Die drei Insassen des schweren Autos sind wohl verletzt, werden aber davonkommen. Auch Kurt Neesers Bub, der neben seinem Vater sass, wird das Spital bald verlassen können.

Als «Neeser» um die Mittagszeit des letzten Donnerstag losfuhr, sassen andere Leute am Mittagstisch und dachten sich, da werde bei Neesers wieder einmal ein Mittagessen kalt. Als die Sirenen kurz nachher ein zweites Mal heulten, musste man vermuten, es sei etwas sehr Schlimmes passiert.

Einige Stunden später wusste man, dass «Neeser» losgefahren war, um den Kurt Neeser zu bergen. Die Neeser-Leute wussten nicht, wem diesmal ihre Fahrt galt, als sie losrasten. Neesers Frau sass an der Zentrale und rief ihren Mann per Funk, weil sie ihm sagen wollte, auch er werde benötigt, weil es sich offenbar um etwas sehr Schlimmes handle. Zum erstenmal erhielt sie von ihrem Mann trotz wiederholter Rufe keine Antwort.

Unter grosser Anteilnahme ist Kurt Neeser am letzten Montag zu Grabe getragen worden. Nun geht das Leben weiter; und das Sterben auf der Strasse auch. Man hat sich daran gewöhnt, und fast könnte man meinen, die wirklichen Opfer seien selber schuld. Grad vorhin las ich von einem Fussgänger, der bei Muri von hinten angefahren wurde: «... zog sich schwere Verletzungen zu, an deren Folgen er starb». Er hat also die Verletzungen nicht *erlitten*. *Zugezogen* hat er sich das. (1975)

Güggel ist ein Güggel, ist ein Güggel, ist ein Güggel

Zu Walter Burkart fällt mir vorerst nichts Treffenderes ein als die Abwandlung des berühmten Wortes der Gertrude Stein: «Une Rose est une rose est une rose est une rose». Walter Burkart zeigt im Gemeindehaus unter anderem seinen Weltrekord von einem Güggel, den er schon vor einem Jahr in der «Sonne» von Büelisacher ausgestellt hatte.

«Einen zweiten dieses Ausmasses werde ich nimmer machen, und wenn mir einer eine Million offeriert. Ich habe die absolute Grenze dessen, was ein Güggel sein kann, erreicht. Die Sache ist erledigt. Ich werde wieder kleinere Güggel machen; ich werde so lange Güggel machen, als ich Spass daran habe und ein wenig Geld damit verdiene. Viel brauche ich nicht; bin ja ledig und werde das bleiben. Und mitnehmen werde ich nichts, wenn ich für immer verreise.» – «Die Gewänder der Toten haben keine Taschen», hat Walter Burkart *nicht* gesagt. Der ist (ganz anders als unsereiner) kein Zitierer. Was der sagt und was der macht, das ist von ihm, ganz und gar von ihm. Andere Künstler kann er schon aus dem Grund nicht «zitieren», weil er sie kaum kennt, weil er sich nicht darum kümmert, was Berühmtheiten gemacht haben und was die machen, die grad jetzt viel genannt werden. Schriftliches kann er aus dem Grund nicht zitieren, weil er «nichts» liest, wie er mir sagte, als ich misstrauisch fragte, ob er denn wirklich so völlig von sich aus lebe und schaffe, wie er das behaupte.

Ich brauchte irgend einmal das Wort «Kunstverstand», als ich vor einem seiner Werke stand, in denen für mich Kunst und Verstand ist. Walter lachte mich aus. «Ich wusste gar nicht, dass es dieses Wort gibt: Kunstverstand. Ob das Kunst ist, was ich mache, kümmert mich nicht. Und der Verstand spielt da keine Rolle», sagte mir der Mann, der alles andere als ein Intellektueller ist. «Dass ich nicht lese, stimmt nicht ganz. Immerhin lese ich das ‚Gäli Hefkli‘, den Brückenbauer, das ‚Pro‘ und das Chileblättli. Kommt ja gratis, ausgenommen das ‚Gäli Hefkli‘. Dann etwa mal noch Klatsch. Paris Match. Was ‚di Gure‘ (freiämterisch für Weib) Onassis-Kennedy treibt, nimmt mich hie und da wunder. Und so...»

Walter Burkart hat erstmals im Jahre 1959 ausgestellt. Wenn ich nun einen Teil dessen zitiere, was ich damals fürs BT geschrieben habe, dann ist das nicht Bequemlichkeit, sondern ich habe gute Gründe.

Erstens: drei der 22 Werke, die in der Halle des Gemeindehauses Wohlen ausgestellt sind, waren 1959 schon zu sehen. (Sind aber nicht mehr zu kaufen.) Zweitens: Walter Burkart ist zwar 18 Jahre älter und ein bisschen grau und rundlicher geworden, aber sonst ist er der gleiche. Es sei einer unterwegs, schreibt man jeweils, wenn man leicht von oben herab einem Debütanten sagen möchte: Nicht schlecht für den Anfang. Mach so weiter, vielleicht wird was aus dir.

Walter Burkart ist heute noch dort, wo er vor 18 Jahren war; und er wird dort bleiben, wo er war, wo er ist. Der Burkart war der Burkart, ist der Burkart, wird der Burkart sein...

Also: «Wohlen, 6. November 1959» steht als Datum über einem fingierten, fürs BT geschriebenen «Brief an einen Kunstfreund».

«... Aber eigentlich wollte ich dir nur eines sagen: Falls du des zur Hauptsache von Epigonen beschickten aargauischen Kunst-Jahrmarkts müde bist, dann komm doch auf einen Sprung nach Wohlen. Da hat ein Walter Burkart gut zwei Dutzend Werke ausgestellt.

Es gibt bekanntlich den Bauern-Breughel, den Blumen-Breughel. In Wohlen haben wir den Hühner-Burkart. Von klein auf war er in Blumen, Tiere, Menschen verliebt; besonders aber in Hühner und Hähne. Der Garten seines Vaterhauses war voll von Federvieh und anderem Getier. Und weil unserem vom Kreatürlichen ergriffenen Walter Burkart ein Fernweh, ein Verlangen nach Exotik im Blut liegt, liess er nicht einzig heimastiliges Freiämter Federvieh frei herumspazieren.

Er bevölkerte Vaters Garten mit exotischen Zwerghühnern. Er fing an, diese Tiere in Lehm zu formen. So entstanden tönernerne Hühner und Hähne. Er fing auch an, mit der Schere seiner früh verstorbenen Mutter, einer Schneiderin, an schwarzem und farbigem Papier herumzuschnetzel. So hat er nebenbei eine virtuose Technik der Scherenschneiderei erarbeitet, oder besser gesagt: erspielt. Denn es ging ihm nicht um Erzeugung von Kunst. Er wollte spielend, sinnend, lächelnd das gestalten, was er von Herzen gern hatte, was ihn bewegte.

Aber da war noch das schon erwähnte Verlangen nach der Ferne. So zog er auf Vaganten-Weise nach Afrika. In Casablanca schlug er sich, die Laute schlagend und mit der Schere schneidend, durch ein freies Leben. Er kam mit einem Negerfreund nach Wohlen heim. Und obwohl ihm seine Mitbürger

so freundlich gesinnt sind wie er ihnen, fand er doch, die Schwarzen seien die besseren Wilden.

Er zog wieder nach Afrika. Per Velo in den Busch, soweit ein Velo zu gebrauchen war. Dann zu Fuss. Ein wegen der Sitte, die Nägel spitz zuzuschleifen, als einigermaßen gefährlich berüchtigter Negerstamm hatte seine Neugierde geweckt. Diese Schwarzen aber rochen erst wie Hunde an dem weissen Fremdling herum, blickten in die frohen, guten Augen eines reinen Toren und hiessen ihn willkommen. Der König und seine Weiber und die 500 andern des Stammes wurden ein Herz und eine Seele mit dem Freiämter. Da war nun einer bei den Schwarzen, der nicht bekehren, nicht heilen, nicht völkerkundlich forschen wollte. Der wollte einfach mit Schwarzen leben, einfach so...

Als er nach Monaten von dem König schied, schenkte der Hühner-Burkart zum Abschied das einzige, was er zu schenken vermochte: Er malte dem König zwei grandiose Güggel an die Hüttenwand.

Zum zweiten Male hat er Scherenschnitte aus Afrika mitgebracht. Du kannst dir nicht ausdenken, was der mit der Schere und schwarzem und buntem Papier zustande bringt. Er pflegt sowohl den klassischen schwarzweissen Scherenschnitt, der einzig durch Konturen wirkt, als auch einen Scherenschnitt, der malerische, ja plastische Wirkungen erzeugt, indem Burkart Papier übereinanderklebt. Was da an Formen, Farben, an Urgewalt und Poesie, an Kraft und Leichtigkeit, an Raffiniertem und Naivem vorkommt, das ist von seltener Schönheit. Hätte unsereiner einen Namen als Kunst-Skribifax, diesen Burkart würde ich auf dem Kunstmarkt zu lancieren versuchen. Ich meine, das wäre leicht zu bewerkstelligen. Aber vielleicht würde unser Burkart auf diese Weise verdorben.» (Gekürzt)

Nachdem Walter Burkart das zu lesen bekommen hatte, bat er mich inständig: «Tu mir das mit dem ‚Lancierien‘ nicht zuleid. Ich will nichts mit dem Kunstbetrieb zu tun haben.»

Aber es hat ihn gefreut, dass man ihn in seiner Freiämter Heimat zu schätzen begann und dass einzelne Sammler auf ihn aufmerksam wurden. Als die Wohler Kommission für Kunst und Kultur jeden einheimischen Künstler und jeden, der das sein oder werden möchte, zu Ausstellungen berufen hatte, ist nun auch Walter Burkart an die Reihe gekommen. Wäre Burkart nicht der Burkart, der Burkart, der Burkart, hätte er vielleicht geschmollt und gesagt: «Jetzt endlich kommt ihr, aber nun könnt ihr mir...»

Nein, an dem Mann ist nichts Arges, nichts Kleinliches. Er geht gerne dorthin, wo man ihn gern haben möchte, wenn's ihm gerade passt.

Öffentliche Kunstmuseen kann er – es ist oben schon erwähnt worden – nicht ertragen. Aber er hatte nichts dagegen, als der Konservator unseres Aargauer Kunsthauses «Den Weg nach Timbouktou» für die kantonale Sammlung zu erwerben beehrte. (1977)

«Fröhlicher Landmann, frisch und munter»

«Schumann Opus 68» sagt vermutlich nicht jedermann auf Anhieb, was da gemeint ist. Aber das kurze Stück für Klavier «Fröhlicher Landmann, von der Arbeit zurückkehrend», aus dem «Album für die Jugend» kennt auf dem ganzen Erdball vermutlich jeder Klavier-Mensch, der zumindest über die Anfangsschwierigkeiten hinausgekommen ist. Tempo-Angabe, wie für Schumann üblich, nicht italienisch, sondern deutsch: «Frisch und munter.» Die Melodie für die *linke* Hand; rechts muntere Achtel nach einer Achtelpause zu Beginn der Takte: Dä-rä-m-tä-m-täm. Dä-rä-m-tä-m-täm... Ein Evergreen; wirklich «grün» und immerwährend.

Schön wär's, es gäbe das in der Wirklichkeit, schnödetete ich bis vor einigen Jahren. Rein nichts habe ich gegen die Bauern; aber einen «fröhlichen Landmann, frisch und munter» habe ich jahrzehntelang nie zu Gesicht bekommen.

Dann bin ich dem *Werner Donat*, Bauer auf dem Wohler Bollhof, begegnet. Heute bin ich stolz darauf, dass der mir *du* sagt und ich ihm gegenüber dasselbe tun darf. Werner ist mein von Schumann erfundener Landmann; fröhlich, frisch und munter. Fiktionen können Wahrheit werden; mit Werner habe ich das erlebt.

Vermutlich wird auch der sich hie und da ärgern; vermutlich hat auch der seine dunklen Stunden; aber ich und andere haben den noch nie anders gesehen als mit Blumen und einer Feder

am Hut, und unter dem Hut ein fröhliches Gesicht, und in dem Gesicht ein munteres, witziges, schlagfertiges Mundwerk; und er hat Freude an seiner Arbeit, und man sieht ihm diese Freude an. Noch nie hat der gejamert, das oder jenes sei missraten. Er weiss, dass einem Bauern unmöglich alles geraten kann. Wetter und anderes Schicksal sind ihm *selbstverständlich*. Aber das, was gerät, ist ihm *nicht selbstverständlich*. Er ist weit weg von Frömmerei, aber ich vermute, er sei auf eine allerbeste Art irgendwie fromm, was, nach dem Etymologie-Duden, ursprünglich heisst: «tüchtig, trefflich, tapfer, rechtschaffen.»

«Werner, ich möchte ein Geschichtlein über dich schreiben», sagte ich ihm letzthin. «Morgen, um neun Uhr vormittags, kommst du zum Znüni», antwortete Werner.

Punkt neun Uhr war ich dort. Er aber nicht. Seine Gattin, eine resolute Zugerin, schimpfte über seine Unpünktlichkeit, telefonierte, ohne dass ich das vorläufig wusste, dorthin, wo sie ihn wusste.

Inzwischen wurde mir die Zeit nicht lang. Ich schaute mich in Ruhe um. Was da alles kreucht und fleucht! Viele Tauben auf dem Dach; auf den Sperling in der Hand ist der Werner nimmer angewiesen. Zwei Appenzeller Hunde bellen *nicht*, sind sozusagen ausnehmend freundlich. Ich gebe der Zugerin mein Erstaunen kund. «Oh, die wissen sofort Bescheid.» Ich bin geschmeichelt, dass die auf *solche* Weise über mich Bescheid wissen. Dass ich Werners *Hunden* passe, macht mir viel mehr aus als das, was *Menschen* von mir halten, denen ich nicht passe.

Werner kommt. Ein Märzenblümli und Weidenkätzli, dann noch «ein Federl am Hütchen». Es schneit ein wenig an dem Apriltag; aber für Werner ist Frühling am Hut. «*Nie* ohne eine

Blume; freilich, ein paar Wochen im Winter... Aber fürs ganze Jahr habe ich *Federn*. Den Enterich habe ich hauptsächlich wegen der Federn. So schön gekrümmte Schwanzfedern hat nur ein Enterich.» Und seine weniger romantische Zugerin: «Und nichts Besseres gegen die Schnecken als Enten. Wir brauchen für unser Gemüse kein Schneckengift zu streuen.»

Zum Znüni in der warmen Küche kommen auch ein Sohn und die 87jährige Grossmutter Donat; dann noch der Knecht.

Wir verplaudern den draussen garstigen Vormittag bis gegen elf. Und nun wären eigentlich *vier* «Was bin ich?» zu schreiben. Zumindest sollen alle vier skizziert werden.

Der Junge ist nicht wie ehemals der, von dem es heisst: «Der Dümme übernimmt den Hof.» Ein moderner Bauer ist ein Berufsmann wie andere Berufsleute. Der junge Donat hat im Welschland zwei Lehrjahre absolviert; dann in Muri die Landwirtschaftliche Schule. Wenn er das nötige Alter und die nötige Weiterbildung hat, frühestens mit 25 Jahren, wird er sich der Meisterprüfung stellen. «Heute drängen sich junge Bauern zu den Ausbildungsmöglichkeiten. In Muri müssen sie viele Bewerber auf ein Jahr hinaus vertrösten. Haben nicht genug Platz an ihrer Schule.» Hat ein Auto. Hinten einige Kleber. Unter anderem «Ski-Sommer Corvatsch 3303 Meter».

Die Grossmutter vergönnt das dem Enkel nicht, obwohl sie aus einer andern Welt zu stammen scheint:

Half in Aristau im Sommer dem Vater beim Bauern. Im Winter zu Fuss nach Muri, mit dem Zug nach Wohlen. Bei Walsers in der Flechtereie. Akkordarbeit. «Ich war von den Ti-

figsten und kam deshalb auf 12 bis 15 Rappen in der Stunde. Das Bahnabonnement kostete 4 Franken im Monat.» (Später hat mein Apparätli gerechnet: 26,66666 Stundenlöhne.)

«Selbstverständlich haben wir auch am Samstagvormittag gearbeitet. Wenn ich am Samstag vom Zug kam, hatten sie es manchmal daheim so eingerichtet, dass ich nicht erst nach Hause zu gehen brauchte. Sie haben das Essen Richtung Muri an den Dorfrand gebracht, wo wir Land und Wald hatten. Also schnell im Freien essen und so schnell als möglich an die andere Arbeit.»

Später war sie Köchin im «Sternen» Wohlen. 45 Franken im Monat. Siebentageweche, nie Ferien, von morgens früh bis abends spät. «Ich konnte noch so müde sein, ich bin immer ohne Wecker schlag fünf Uhr morgens erwacht. Habe halt vor dem Einschlafen fürs Aufwachen gebetet.»

Was für ein Gebet? Und die noch muntere alte Frau: «Heilige Sankt Viit / Weck mi zur rächte Ziit / Ned z früe und ned z spoot...»

Dann weiss sie nicht mehr weiter. «He, das muss sich reimen», sagt die Schwiegertochter. Sie reimen und pröbeln und geben dann als vierte Zeile: «Grad ebe das es goot.»

Den Garten des «Sternen» hat ein Gärtner Donat besorgt. «Und da hat es gefunkt», fuxt der Enkel die Grossmutter. Und die, schlagfertig wie ihr Sohn Werner: «Ja, es hat gefunkt, als ich dem «Sternen»-Wirt sagte, ich wolle mit meinem Verlobten zwei Tage an die Landesausstellung nach Bern, 1914. Komme gar nicht in Frage. Hatte seit Jahren *nie* freigehabt. Aber ich bin nach Bern gereist. Freilich musste ich die Aushilfe bezahlen.»

Sie erzählt und erzählt. Aber sie ist nicht verbittert. «Habe es ja so schön, dass ich bei euch sein darf, in meinem Alter», sagt sie den andern. Und die resolute Zugerin: «Und dann, wenn wir dich ‚verrückt‘ machen, he?» Und die Frau aus Aristau: «Könnt ihr gar nicht, mich vertäuben. Wenn ihr mit mir böse seid, stelle ich mich irgendwo in eine Ecke und bete für euch.»

Das tönte nicht geheuchelt, nicht frömmlicherisch. Religion als Opium für das «Volk»? Meinetwegen. Aber mit *der* Sucht fällt die schöne alte Dame zumindest niemandem zur Last.

Schön? Sie sagt zögernd, halb verschämt: «Im ‚Sternen‘ habe ich mich immer geärgert, weil sie mich ‚di Schön‘ nannten; und es war irgendwie Missgunst drin. Aber ich hatte halt blonde Haare und blaue Augen.» Worauf ich ihr sagte: «Man sieht das heute noch, dass Sie ‚di Schön‘ waren.» Und für mich gedacht: Die muss wirklich sehr schön gewesen sein. Von innen her ist sie das heute noch. Also war sie damals doppelt schön.

Der Knecht ist ein anderes Kaliber. Sagt nicht viel, geht als erster bald wieder an die Arbeit. Für ihn redet Werner, mahnt aber, ich dürfe das nicht schreiben, was er mir nun erzähle. Aber ich bitte: «Wenigstens das»; und das erlaubt er mir: «Arbeit gut. Hie und da, wenn er..., steht’s böse. Hat mir einmal gesagt, er habe für die Zukunft eigentlich nur einen grossen ‚Kummer‘: man fände in seinem Hosensack noch eine Hunderternote, wenn er gestorben sei.» «Sie säen nicht und ernten nicht, aber der Vater im Himmel ernährt sie doch», hat die fromme alte Frau *nicht* gesagt. Aber unsereins meint, der anscheinend gar nicht fromme Knecht lebe eigentlich irgendwie «evangelisch».

Als ich den «Gag» mit der Hunderternote, die einem Sterbenden leid tut, an einem Stammtisch erzählte, meinte einer:

«Und wenn der vor dem Sterben irgendwo in einem Heim leben muss, dann zahlen *wir* für den Luftibus.» Stimmt. Und es stimmt auch der tolerante alte Freiämterspruch: «De Herrgott hed halt mängerlei Choschtgänger.» Die Franzosen meinen dasselbe, wenn sie gelassen sagen: «Il faut de tout pour faire un monde.»

Aber schliesslich zurück zu Werner. Wen wundert's, dass er, anders als sein moderner Sohn, noch mit der Kuh zum Stier wandert, statt dem «Köfflerli-Muni» zu telefonieren; womit der Mann gemeint ist, der mit einem kleinen Koffer daherkommt, in dem die für eine künstliche Besamung nötigen «Zeugs und Sachen» verpackt sind. Werners Muni haust oben am Lindenberg. «Ein guter Muni.» – «Und unterwegs gibt es noch die Wirtschaft des Lunzi», ergänzt die Zugerin.

Aber Werner wird ernst. Er hat seine sozusagen *wissenschaftlichen* Gründe für eine Kuh-Muni-Begegnung alten Stils. «Wenn eine Kuh vorher und nachher geht, ist's besser. Nicht alle Portionen eines Samenergusses sind gleichviel wert. Der Köfflerli-Muni hat irgendeine Portion. Geteilt durch dreissig oder so... Meine Kuh bekommt in Uezwil oben aber das Allerbeste. Bekanntlich befruchtet der tifigste unter vielen tausend zuerst; und die weniger tüchtigen kommen hinten nach und sind zu spät.»

Werner sieht keinen Grund, seiner Version zu misstrauen. Über der Stalltüre eine schöne Anzahl Plaketten. «Exposition Nationale Suisse Lausanne 1964 Prix d'Honneur» unter anderem.

Zum Abschied wird geläutet. «Man sagt, du verstehst etwas von Musik. Merkst du, dass diese Glocke ganz anders tönt als alle andern?» Tatsächlich: ich merke. «Sie ist aus Silber. Schau

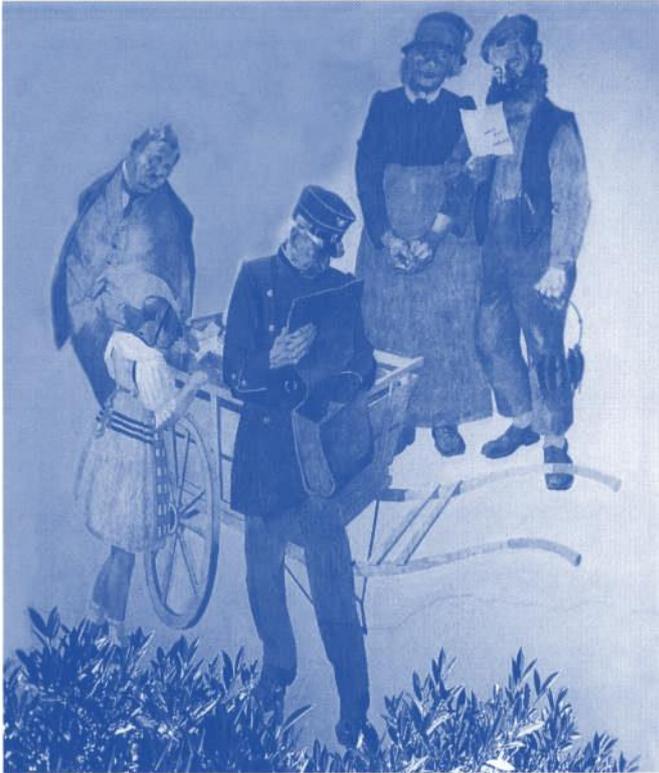
dir die Jahrzahl an.» Ich schaue: 1774. Nicht angeschrieben, sondern *gegossen*. Ja, die Wohler Donat kommen von weit her. Aber das gäbe eine fünfte Geschichte.

Zum allerletzten Abschied gibt mir Werner zwei Federn vom Schwanz seines Enterichs. Man fällt heutzutage auf, wenn man einen richtigen Hut trägt. Mit der Feder werde ich, das ist nicht zu vermeiden, noch mehr auffallen, wenn ich, ausnahmsweise zwar, einen meiner zwei «Borsalino» hervorhole. (1979)

Ein Original und seine Originale

Vor einer Woche der Lokalhistoriker Josef Waltenspül in seiner Ansprache zur Feier der Restauration eines Wandbildes, auf dem Dorforiginale von Muri verewigt sind: «Was ist ein Original?» Und als treffliche Antwort: «Einer, der gar nicht weiss, dass er eins ist.»

Also: wer krampfhaft eins sein will, ist keines. Die Leute, von denen hier die Rede sein wird, waren, spontan, von ihrem Wesen, ihrer Bestimmung her Originale. Das war, wir werden darauf zu reden kommen, auch schmerzliches Schicksal. Originalität ist auch ein Aufbegehren gegen einen konformistischen, irgendwie duckmäuserischen Tramp; ein Aufbegehren Richtung wahrer Freiheit. Der Briefträger Kuchler, Mitte eines Wandbilds in Muri, war der Sohn eines selbständigen Uhrmachers, der sein Geschäft gern seinem Franz weitergegeben hätte. Aber der Kuchler Franz war nicht für geduldiges, feines Werkstatt-Schaffen. Während seiner Lehrzeit in Luzern schmiss er, wenn ihn die Wut eines protestierenden Originals überkam, die ihm zur Kur anvertrauten Uhren zu Boden oder zum Fenster hinaus. Sein Vater gab nach. Der Kuchler Franz durfte nach anderthalb Jahren seine Lehre abrechnen. Er war dann ein Leben lang dort, wo er hingehörte: als Briefträger bei den Leuten; bei Leuten, die ihn gern hatten, ja hochschätzten. Ich weiss das noch aus eigener Erinnerung. Mein lieber Götti Jakob Rebsamen-Schmid, ein um fünf Jahre älterer Briefträ-



gerkollege des Kuchler Franz, hat mir allerlei von ihm erzählt, wenn ich in Muri in den Ferien weilte.

Eigentlich zum Uhrmacher geboren war der Dorfmauser «Gängeli», zuäusserst rechts. Wann immer ein richtiger Uhrmacher nicht mehr weiter wusste, gingen die Leute zum Gängeli, über dessen Geschicklichkeit Wunderdinge erzählt werden. Auch sei er der erste Töff-Fahrer von Muri gewesen, wird von glaubwürdigen Leuten erzählt. Josef Brühlmann, Restaurator der Klosterkirche, erzählte mir, sich auf seinen Vater berufend:

«Der erste Töff in Muri war eine Eigenkonstruktion Gängelis. So eine frühe Art «Zehnder» (ältere Leser wissen, was gemeint ist). Als Gängeli erstmals ausfuhr, klappte vorerst alles. Hingegen konnte dann der Zauberlehrling seinen Zauber nicht mehr abstellen. Er fuhr in «Ronelis» Miststock, was das einzig Richtige war und ihn und seine noch unvollkommene Kreation vor grösserem Schaden bewahrte.»

Also: Gängeli war einerseits für etwas weit Besseres und Lukrativeres als für das Mäusen geboren. Aber er wählte die freie, frische Luft, die dem Geld nach arme, ihm aber teure (liebe) Feldmauserei. «Zwei Herzen wohnen, ach, in meiner Brust.» Ein Original spielt nicht welt-schmerzlerisch den Zer-rissenen, sondern er geht zur Hauptsache im Takt des *einen* Herzens; tut erst einmal dieses *eine*, ohne das andere, wenn ihm ein rechter Sinn danach steht, zu lassen.

Aber ich muss etwas System in diese Plauderei bringen, einer Reihe nach gehen.

1939 erteilte in Muri der Arzt Dr. Albert Ammann seinem Freund Otto Landolt, Luzern, 1889-1951, einem zu seiner Zeit bekannten Porträtisten und Maler von Wandbildern, den Auftrag, vier Dorforiginale von Muri und Ammanns Töchterchen Susi an die Wand des damaligen Postgebäudes, das dem Arzt gehörte, zu malen.

Ammann und Landolt inszenierten allerlei, um die zu porträtierenden Leute so Modell stehen oder sitzen zu lassen, dass die das nicht merkten. Landolt setzte sich so in ein überfülltes Wartezimmer, dass er wie irgendein Wartender aussah. Oder er sass in einer Ecke des Behandlungsraums des Dr. Ammann. Die «Näppitäsch», zweite von rechts, sei freilich misstrauisch

geworden und habe gefragt: «Du Tokter, was chribled de säb det ääne?» Sie und ihre Verwandten waren später über ihr Konterfei keineswegs entzückt. Bald einmal wurde bei Nacht und Nebel der Kopf der Näppitäsch geschändet, fast vollständig weggekratzt. Als Täter wurden Verwandte der Dargestellten vermutet. «Stimmt nicht», sagte an der Einweihungsfeier vor einer Woche ein Grossneffe der Näppitäsch. Lassen wir das.

Vor einigen Jahren suchte eine neue Guggenmusik in Muri nach einem Namen und entschied sich für «Gängeli-Muusig». In der Folge tat ihr der verwiterte Zustand des Konterfeis ihres Namenspatrons und der andern leid. Die Gängeli-Muusig rief zu einer Geldsammlung auf. Die für eine Restauration nötigen rund achttausend Franken wurden gespendet. Hans A. Fischer, Bern, hat das Bild, das nun unter Denkmalschutz steht, getreulich restauriert. Vor einer Woche ist es mit kurzen Reden, Weisswein und einem Verweilen bei Speise und weiterem Trank gefeiert worden.

Vor den Originalen im einzelnen das Original, das dahintersteckte. Ich berufe mich auf folgende Gewährsleute: Josef Raeber, Luzern/Muri (unter anderem Besitzer der Galerie Rathausgasse Lenzburg), Frau Valerie Wyder-Meyer, Wohlen, welche jahrelang Krankenschwester in der Ammann-Praxis war, schliesslich auf deren Gatten Hans Wyder, Architekt, Muri/Wohlen.

Dr. Ammann, weit herum beliebt, gefürchtet, bekannt, besonders als Diagnostiker geschätzt; Reitersmann, Jäger, Spassvogel und Zyniker; weigerte sich, bedürftigen Patienten Rechnungen zu schreiben, gab sich andererseits als Rauhbein. Hatte in seiner Praxis stets ein riesiges Beil parat. «Mer hued de Chaib grad ab», sagte er einem Verletzten, der da mit einem «bösen» Bein oder Arm gebracht worden war; und der Doktor holte sein Beil. Hans Wyder dazu:

«Das war nicht Grausamkeit, sondern Ammannsche Menschenkenntnis. Er verblüffte seinen verängstigten Patienten und übertrieb so die Verängstigung. Das wirkte insofern wohl-tätig, als dann der Leidende um so williger ‚hinhielt‘, froh dar-über, dass alles viel weniger schlimm war, als es geschienen hatte.»

Und weiter Hans Wyder: «Doktor Ammann sprühte vor Ideen, hat immer irgend etwas unternommen. Er war mit jener Rotkreuz-Mission, die in dem Moment in Dachau einzog, als die deutschen Henker vor den Amerikanern flohen. Ammann brachte grausige Fotos nach Muri; ferner eine Ampulle jenes Gases, das Millionen das Leben gekostet hat; dann den Stempel des Lagerkommandanten. Ich habe einen an mich gerichteten Brief des Doktors aufbewahrt, der ‚Mit herzlichen Grüßen‘ unterschrieben und mit dem Stempel ‚Lagerkommandant Dachau‘ versehen ist.»

«Herzliche Grüsse aus Dachau» mag man als zu makabre Originalität taxieren – und missbilligen. Immerhin: Doktor Ammann hatte Anfang Mai 1945 seinen «Laden» in Muri in der Absicht zugemacht, *helfen* zu gehen. Frau Valerie Wyder: «Ich war mit ihm in dem grausam verwüsteten Dresden; dann in Berlin; einige Tage nach Kriegsende.»

Aber zurück nach Muri, wo Ammann einmal eine Sau dunkel färbte, so dass sie nach einer Wildsau aussah. Er trieb das Tier einem Luzerner Mit-Jägersmann namens Wey vor die Flinte, der prompt traf und sich vorläufig mächtig gross vor-kam. In der Folge war Wey jahrelang muff und für den Am-mann nicht mehr zu sprechen.

Und noch eine Tiermalerei: Der «Ochsen»-Wirt hatte ei-nen Schimmel. Ammann malte schwarze Streifen aufs weisse Fell, worauf sie in Muri für die Fasnacht ein Zebra hatten.

«E truurigs Alter» ist eine Freiämter Redewendung. Doktor Ammann hat das erlebt. Aber lassen wir das. Gäbe eine ziemlich lange Geschichte. (Bürger von Bünzen; am 4. Mai 1898 in Muri geboren; dort am 26. Januar 1963 gestorben.)

Der Briefträger Kuchler Franz (alle, welche von ihm erzählen, bringen den Vornamen an zweiter Stelle) war wohl als Ehrensultheiss der drei je von einem eigenen Schultheissen regierten Fasnachtsrepubliken von Muri ein Fasnachtsnarr. Aber, besonders in Basel weiss man das längst, die Fasnacht ist eine viel zu ernste Sache, als dass man sie Leuten überlassen könnte, die das *ganze* Jahr durch Narren oder gar «Lappi» sind. Franz war als Koordinator der drei autonomen «Republiken» der Oberchef der Muri- Fasnacht.

Im übrigen aber: Gott und das Vaterland. Josef Raeber: «Er und meine Eltern waren Nachbarn. Franz war für mich und viele andere eine Respektsperson. Er hat als Patriot und flinker Stenograph jede Augustrede von Muri aufgeschrieben. An jedem Auffahrtstag, wirklich Jahr für Jahr, ist er kurz nach Mitternacht losgezogen, zu Fuss Richtung ‚Meuschter‘ (Beromünster), um sich den bekannten Umritt anzusehen. Dann zu Fuss wieder heim. Franz machte Schritte, die nahezu das Doppelte des Normalen waren.» Josef Raeber machte mir das vor; und ich meinte, ich habe den langen hageren Mann leibhaftig vor mir. (Am 27. September 1872 in Muri geboren; dort am 9. Januar 1958 gestorben.)

Der Mann links aussen, die Kontur eines Karpfens oder sonst eines dicken, fetten Fisches, ist Emil Vital Kopp, Apotheker, gebürtig von Münster (Bero hat man erst später, mit der Entstehung des Landessenders, dazugefügt) und Luzern. Führte

von 1912 bis 1941 in Muri eine Apotheke, ist aber anderswo am 19. Februar 1887 geboren und am 29. Juli 1942 gestorben. Ein kauziger Mensch, wie Figura zeigt.

Ein Teil seiner Originalität war Schicksal, unter dem er litt. Lassen wir das.

Unter anderm war ihm das Essen, ja Fressen ein grosser Trost. Josef Raeber: «Zum Zvieri konnte er eine Metzgete zu sich nehmen, die da war: Blutwurst, Leberwurst, Bratwurst, Kotelett. Dann wischte Kopp das Maul und sagte, er müsse nun aufhören, ‚sonst mag i nümee Znacht‘.»

Der Mauser Gängeli ist eingangs skizziert worden. Dabei müssen wir es bewenden lassen. Sein richtiger Name: Johann Stöckli. Bürger von Muri; dort am 31. Dezember 1867 geboren; dort am 28. Dezember 1941 gestorben.

Die auf dem Bild dem Gängeli zugesellte, sozusagen anvertraute Frau wurde «Näppitäsch» genannt, was die ledige Heimarbeiterin, mit richtigem Namen Anna Maria Staubli, nicht schätzte. Sie war Bürgerin von Aristau. Ist am 14. Oktober 1867 in Muri geboren und wollte, was sie allen Leuten erzählte, hundertundzwei Jahre alt werden. Das ist ihr nicht gelungen, weil sie am 15. Januar 1946, also mit 79 Jahren, starb.

Das 102-Jahre-Vorhaben zeugt von Lebensfreude. Nach aussen war Näppitäsch eher sehr besorgt und zuweilen griesgrämig. Besorgt um Hab und Gut; eine Sorge, die in Geiz ausartete. Vielerlei wird darüber erzählt. Josef Raeber: «Ich war als Altardiener Zeuge: Nach jedem Gottesdienst, während wir im Chor aufräumten, suchte Näppitäsch sämtliche Bankreihen nach Kleingeld ab, das den Leuten dann aus den Händen fiel

und wegrollte, wenn sie ihre Fünfer für die nahende Opferbüchse paratmachten.»

Näppitäsch war mit Taschen und einem «Schese- wägeli» viel unterwegs, sammelte, ja hamsterte jede noch irgendwie brauchbare Kleinigkeit. Sie, die auf ein langes Leben erpicht war, war an jeder Beerdigung. Freilich nie ganz bei den Leuten, sondern in einiger Distanz. Von dort aus konnte sie viel besser das tun, was sie auch ausserhalb des Friedhofs tat: alles gut beobachten, im Auge behalten.

Diese Skizze ist weiter in die Länge und in die Breite geraten, als das für eine Tageszeitung gut ist. Dabei habe ich nur einen kleinen Teil dessen erwähnt, was ich, so recht näppitäschisch gwundrig geworden, in Erfahrung gebracht habe.

Tun wir zum Schluss das, was eingangs versucht worden ist: den Schritt von dem in Muri Besonderen zum menschlich Allgemeinen.

«Was ist ein Original?» hat der eingangs zitierte Festredner gefragt; und hat unter anderem auch gesagt: das nun wiedererstandene Bild soll uns eine Mahnung sein, eine Aufmunterung, ein (in der wahren Bedeutung des Wortes) *Denkmal*.

«Originale als Beispiel», meinte Josef Waltenspül.

Aus den Büchern kann man zum Thema «Original» allerlei herausklauben. Etwa das, vor allem, was von einem *Jean Guilton* stammen soll:

«Originalität ist in jedem von uns, weil keiner so ist wie die anderen. Wir alle sind Primzahlen, also teilbar einzig durch uns selbst.»

Eigentlich kämen die ersten sechs Wörter dieses Zitats auch ohne das Mathematische aus, das dann folgt. Man könnte, falls man auf Geistreicheleien verzichtete, einfach so weiter-

fahren: «...steh zu ihr, entwickle sie, lass sie gelten – und hoffe, die andern lassen das auch gelten.» Nichtgeltenlassen, also Intoleranz, steht, leider, der Originalität sehr entgegen. Und abermals ein Josef Waltenspül aus Muri: «Dass besonders im Freiamt Originale gut gediehen, gedeihen konnten, zeugt von einer Toleranz, die man anderswo dem Freiamt nicht zutraut.»

«Einer, der gar nicht weiss, dass er eins ist.» Wie wahr! Wobei, mit einem Blick zurück zu «Originalität ist in jedem von uns», noch zu sagen wäre: Schade, dass das nicht jeder weiss, dass sich das nicht jeder zutraut, dass manche das gar nicht wahrhaben wollen. (1979)

Wenn eine Nothelferin versagt

Was man ausserhalb katholischen Brauchtums nicht unbedingt wissen kann: Heilige sind nicht einfach Heilige. Es gibt da sehr verschiedene Gattungen. Seit sehr alter Zeit gelten ihrer vierzehn als «Nothelfer». Ihnen wurden Kapellen und Kirchen erbaut, die zu Wallfahrtsorten wurden. Man sprach dann einfach von einer «Vierzehn-Heiligen- Kirche».

Eine dieser vierzehn ist Katharina von Alexandrien. Zitat aus dem «Brockhaus»: «... um 310... Schutzheilige der Philosophen... gehört seit dem späten Mittelalter zu den am häufigsten dargestellten weiblichen Heiligen.»

In der Nähe von Bremgarten, auf Zufiker Boden, gibt es seit dem 15. Jahrhundert die Einsiedelei «Emaus». Einige Kapuziner hüten dort ein vielbesuchtes Wallfahrtskirchlein. Auf der Epistelseite des Altars steht heute wieder eine heilige Katharina, nachdem sie während einiger Wochen verschwunden war. Ein falscher Kopf war ihre Rettung; und dieser falsche Kopf wurde einem Räuber-Trio zum Verhängnis.

Ein sonderbarer Kopf: niedere Stirn; eine sehr lange Nase, deren Rücken in etwas Stupsiges übergeht; ein Doppelkinn; ein dicker Hals, der eine Schwellung der Schilddrüsen vermuten lässt. Eine Kropf-Operation scheint fällig.

Und dieses Haupt soll den gescheitesten aller Gescheiten, eben den Philosophen, weiterhelfen?

Eine Frage, die für jene drei «Fahrenden», die eines für sie unerschönen Tages in der Wirtschaft «Emaus» sassen, keine Frage war. Sie hatten andere Sorgen: sie waren knochenstier.

Der erste ein Messerschleifer, der zweite ein Hausierer; als dritte eine Hausiererin. Alle drei bekannten sich später, vor dem Bezirksgericht Bremgarten, mit einigem Stolz als «Jenische». Einer der drei hielt dem hohen Gericht einen Vortrag über Jenisches. Er sei gut erzogen, betonte er. Tatsächlich zeigte er Manieren, die das Gericht erstaunten. Er müsse sich nicht jedesmal vom Stuhl erheben und sich verbeugen, wenn er etwas zu sagen habe, mahnte der Herr Präsident. Der Jenische liess nicht davon ab.

Einige Monate vor dem Gerichtstag, von dem soeben kurz die Rede war, schlug einer der in der Emaus-Wirtschaft sitzenden notleidenden Jenischen vor: «Die Madonna dort drüben vom Altar holen.» Das war am 31.8.79, um 12.30. Eine ruhige, also eine günstige Stunde; Radionachrichtenstunde.

Mit der vermeintlichen Madonna fuhren die drei nach Bern, um bei Händlern von Altertümern vorzusprechen. Aber denen gefiel der Kopf der Statue aus verschiedenen Gründen nicht. Wo immer die drei Fahrenden vorfuhren, erhielten sie den Bescheid, der Kopf sei nicht echt, sondern an die Stelle des originalen Hauptes hingeflickt. Also weder eine Madonna noch eine integere Katharina; und in unserem Falle, weil sie wenig wert war, keine Nothelferin. «Auf einen Abfallhaufen mit dieser faulen Madonna», schlugen die beiden Mannsbilder vor. Aber da wehrte sich die Dritte in dem Bund. Sie sei katholisch, erklärte sie den beiden Kumpanen, die flugs versuchten, religiöse Anwandlungen mit Schlägen auszutreiben. Aber die Ka-

tholikin blieb standhaft. Eher werde sie zur Polizei gehen und die ganze Sache «verpfeifen», als einer Schändung einer Heiligen zuzustimmen.

Eine Drohung, die ernstgenommen wurde. Später, vor Gericht, erhielt man den Eindruck, mit dieser Fahrenden sei nicht zu spassen. Das wussten die beiden Männer wohl schon längst; sie waren also, wohl oder übel, bereit, die Statue in einem Wald bei Münchenbuchsee sorgfältig zu vergraben. So war für die Katholikin vorläufig das Schlimmste verhütet.

Aber sie fand keine Ruhe; das Gewissen plagte.

Bekanntlich haben wir heutzutage einen fünfzehnten Nothelfer, nämlich den «Blick». Dorthin wandte sich unsere jeni-sche Katholikin in ihrer Not. «Blick» half gerne und kam, Hilfe reichend, zu einer Story. Die reuige Frau erschien in Begleitung eines «Blick»-Reporters bei den Kapuzinern im Bremgar-ter «Emaus». Die Kapuziner freuten sich, ihre Katharina wiederzusehen, und waren gerne bereit, einem fünfzehnten Nothelfer zuzustimmen: keine Anzeige; es ist alles verziehen.

Freilich mussten die guten Patres der Polizei melden, sie brauche nicht weiter zu fahnden. Aber Polizisten sind nicht so nachsichtig wie Kapuziner. Sie wollten (mussten vielleicht) weiterfahnden. «Müsst halt in den nächsten Tagen den ‚Blick‘ lesen», schlugen die Emaus-Kapuziner vor. Das taten dann die Bremgarter Polizisten, worauf das Schicksal seinen Lauf nahm und eine Gesetzesmühle zu mahlen begann.

Letzthin waren die drei Jenischen vor das Bezirksgericht Bremgarten aufgeboden. Aber zur festgesetzten Stunde fand sich dort einzig die reumütige Hausiererin ein.

Wo denn die zwei andern Angeklagten steckten, fragte der Herr Präsident. Die wackere Frau meldete, sie sei den beiden grad vorhin in der Bremgarter Altstadt begegnet. Worauf der Herr Präsident vorschlug, die vorläufig einzige Angeklagte möge mit einem Polizisten zusammen die ehemaligen Komplizen suchen gehen. Reu- und gutmütigerweise liess sich die Frau für diesen Dienst gewinnen. Weil sie ihre Pappenheimer kannte, wurde sie bald einmal fündig. Die zwei verliessen ihre Beiz und marschierten Richtung Gericht, wo sie mit einiger Verspätung, aber sehr guten Mutes, vermutlich leicht angesäuelt und deshalb in allerbesten Stimmung, eintrafen. Auf einen Anwalt hatten sie verzichtet. Zu verteidigen gab es da nichts. Der Fall war klar. Immerhin versuchten sie, mildernde Umstände geltend zu machen. «Das war ein Blödsinn, kein Diebstahl», meinte der Scherenschleifer. Der Hausierer schwadronierte etwas von «strengrechtlich bereuen». Der Scherenschleifer hatte seine hochschwängere Braut bei sich und schien in Erwartung eines freudigen Ereignisses sehr glücklich. Er lächelte ihr zu; sie lächelte zurück.

Der Schleifer erhielt sechs Wochen, der Hausierer einen Monat Gefängnis. Beide haben schon so viel auf dem Kerbholz, dass von «bedingt» nicht die Rede sein konnte.

Bei dem Diebstahl, der, wie wir nun wissen, eigentlich nur ein Blödsinn war, hat die reumütige Hausierererin eher eine Nebenrolle gespielt. Sie blieb in dem Auto der drei, während die beiden fahrenden Männer wallfahrten gingen. «Und Sie hätten vermutlich warnend gehupt, wenn das nötig geworden wäre», hielt ihr der Präsident vor.

Ihre Rolle wurde als «Schmiere stehen» taxiert. Die Frau hat keine ins Gewicht fallende Vorstrafen. So kam sie mit zehn Tagen bedingt davon.

Unser Bremgarter Zufiker «Emaus» ist heute nicht einzig mehr das Ziel frommer Leute. Fischer, Wanderer pilgern dorthin. In der Nähe findet man eine gute Wirtschaft. Das Emaus-Kirchlein ist einen Besuch wert. Wer dort hineingeht, um einer nun zu einiger Berühmtheit gekommenen Katharina Reverenz zu erweisen, soll nicht meinen, das zerbrochene Rad zu ihren Füßen sei – gleich dem falschen Haupt – weiter nichts als das Resultat eines Missgeschicks.

Nein, ein halbes Rad ist seit alters das Attribut der Nothelferin Katharina. Sie wurde dazu verurteilt, aufs Rad geflochten zu werden. Aber dieses Martyrium misslang, weil das Rad entzweibruch. Die Folterknechte mussten es dann vorziehen, die fromme Frau schlicht zu enthaupten.

Merke: Katharinen lassen sich nicht einfach *alles* gefallen. Und merke zweitens: ein Unglück kann zum Guten ausschlagen; in unserem Fall: ein falscher Kopf hat dazu geführt, dass eine Katharina wieder richtig steht; nämlich an ihrem angestammten Platz. (1980)

Zum Tod des Josef Rüttimann

Josef Rüttimann, 38 Jahre alt, verlässt vorgestern, Sonntag morgens, sein Haus an der Farnbühlstrasse Wohlen, das am Dorfrand steht, um grad ennet des Gartenhags seine Langlaufskis anzuschlappen. Er sagt seiner Frau Karin, er laufe vorläufig mit dem Hund zusammen; nachmittags müsse auch sie mitkommen.

Eine Stunde später läutet ein Fussgänger bei Rüttimanns und sagt, dort drüben liege ein vermutlich toter Langläufer; man möge doch die Polizei verständigen. Frau Karin geht hin und erkennt ihren Gatten. Sie ruft die Ambulanz Neeser, der nichts anderes mehr bleibt, als einen zweifellos Toten zu bergen.

Ein erschütternder, jäher Tod. Erschütternd für jedermann, besonders aber für die, welche den Josef, den wir Josi nannten, gut kannten. «Das ist kaum zu fassen», sagt man schnell einmal. Für seine Freunde und Bekannten ist das schwer zu fassen.

Ich sehe den Josi vor mir, gegenüber, ennet des Netzes. Gegen den ein Einzel zu spielen, wäre für mich zu hart; aber ein Doppel könnte man riskieren, hatte ich gedacht. Aber der bärenstarke Bursche – Oberschenkel wie der Fussballer Gerd Müller, dem er, auch der übrigen Gestalt nach, etwas gleicht; rabenschwarzer Bart, ein wohl gutes, aber im Spiel eher grimmes Gesicht – treibt die Bälle so, dass mir der Schläger fast aus der Hand fällt.

In der Folge gehe ich ihm, was den Sport betrifft, lieber aus dem Weg.

Ausserhalb des Spielfelds ist er einer der Stillsten, Bescheidensten. Der hat nie grosse oder laute Worte gemacht. Aber er war kein wortkarger Kauz; doch kam die Initiative zu einem Gespräch selten von ihm.

Sein Vater ist in Wohlen eine legendäre Figur. Er war und ist unter den Rüttimann «de Rüttimaa». Er führte bis tief in die Autozeit hinein als Camionneur die ihm anvertraute Ware mit einem Pferdefuhrwerk durchs Dorf. Hoch auf dem Bock, gut genährt, Pausbacken, Stumpen; nie in Eile.

Josi schlug nur insofern dem Vater nach, als auch er das Befördern von Ware zu seinem Beruf machte. Aber das besorgte er mit schweren Lastwagen, die er vor Jahren bis nach Arabien lenkte. In den letzten Jahren mied er zu weite Fahrten; immerhin aber fuhren er und seine Leute weit über die Schweizer Grenze hinaus. «Rüttimann Wohlen-Transporte» heisst seine Firma im Telefonbuch.

Wir trauern sehr um den Josef Rüttimann; und wir leiden mit seiner lieben Frau, die von einer ganz andern Richtung her gekommen war, sich aber mit einem, was Äusserlichkeiten betrifft, ganz anders gearteten Josi gut verstand. Während er die harte Arbeit eines Wagenlenkers und Geschäftsmanns betrieb, war Frau Karin erst einmal im Büro ihres Gatten tätig. Daneben trieb sie Kunstgewerbe, schrieb sie feinsinnige Texte. Ich fragte die junge Frau einmal ungeniert, wie man sich als eine eher den schönen Künsten zugewandte Berlinerin in Wohlen vorkomme. «Oh, mir geht es gut hier», sagte sie strahlend und warf ihrem wortlos danebenstehenden Josi einen lieben Blick zu. Sie war überhaupt nie anders als freundlich lächelnd zu sehen. Ich kann mir vorstellen, wie sehr traurig sie nun ist.

Es trauern zwei Töchterchen; und zu den Weiterlebenden gehört eine Mutter, die, anders als ihr Sohn, sehr nach aussen

gekehrt, leutselig, fröhlich durch unser Wohlen ging. Jahrelang hat sie als die flinkste und freundlichste Serviertochter ausgeholfen. An Fasnachten, wenn die hilfreichen Geister überlastet waren, haben wir uns im Bären- Casino immer in den Rayon gedrängt, wo jene Frau wirkte, die wir einfach «Rüttifrau» riefen, was sie uns nicht im geringsten übelnahm.

Ich weiss, ich habe mit diesen Zeilen vielleicht zuviel gewagt: jäher Tod und der Gedanke an Fasnacht. Da liegt einer im Totenhaus, während an einem Montagvormittag «sein» Schnee in einer Januarsonne so gleisst, als sei nichts geschehen. «Eines Menschen Zeit»; so viel Freud und Leid. (1981)

Kamerad Chrötsch und die unbekannte Flechterin

Lutz Röhrich, Professor für deutsche Philologie und Volkskunde, Universität Freiburg im Breisgau, weiss *alles* über den Witz. Man nehme das *dtv-Sachbuch Nr. 1564* zur Hand, das den Titel trägt: «Der Witz / Seine Formen und Funktionen / Mit tausend Beispielen in Wort und Bild», und man findet eine Bibliographie, die dreissig kleinstgedruckte Seiten lang ist.

In *einem* wage ich dieser Kapazität zu widersprechen. Auf Seite 29 steht geschrieben:

«Wie andere Volkserzählungen ist auch der Witz anonym. Niemand weiss, wer ihn erfunden hat und wie er entsteht, kein Autor kann Urheberrechte beanspruchen.»

Das mag die Regel sein. Ich kenne Ausnahmen. Mehrmals habe ich das spontane Entstehen von Witzen erlebt. Mein Kamerad *Max Meier*, Wohlen, alias *Chrötsch*, alias *Glaser Meier*, hat jahrelang spontane Witze gemacht.

Max war einer meiner Dienstkameraden der Sappeur Kp I/4 (bis 1937), dann der Kp II/5 (ab 1938), dann der Festungssappeure 63 (ab 1956). Wir waren insgesamt *jahrelang* zusammen; einmal im Dienst, dazwischen und später in unserem Wohlen. Zum grössten Dank bin ich ihm verpflichtet. Er hat mir geholfen, zu überleben, zu überstehen; den *Dienst* zu überleben, *Wohlen* zu überstehen.

Man betrachte sein Gesicht. Diese Knollennase! Als Clown müsste *Max* nicht viel dazutun. Die listigen Augen; dann die

extreme *Asymmetrie*. Fotografen haben bewiesen, dass es *keine* symmetrischen Gesichter gibt. Wer eine linke Gesichtshälfte mit diesem Linken zu einem Ganzen bastelt, der erhält nicht jenes Ganze, das aus Rechts plus Rechts gefügt ist.

Ich habe eine Vorliebe für asymmetrische Gesichter. Symmetrie mag «schöner» sein als Asymmetrie; aber Asymmetrie ist kurzweiliger; das ist Spannung, Widerstreit; wenn du da hinblickst, wird es interessant.

«Max, hast du in deinem Leben einen einzigen Tag verbracht, ohne Unfug zu erzählen?» – «Nein», sagte er letzthin, «ich habe immer, immer Quatsch erzählt. Ich weiss nicht, wie das kam; ich habe es nicht extra gemacht. Ich bin doch kein Kabarettist.»

Ich musste ihm widersprechen: «Das mit der *Bodensee-Alp* war allerbestes Kabarett; wir haben uns halb totgelacht.»

In den Aktivdienst jähren einmal für einige Wochen auf der Seeboden-Alp ob Küsnacht am Rigi. Max muss mit auf die Wache; Ablösungszeremonie. Die alte Wache gibt den Wachbefehl der neuen. Max ist Empfänger. Der Spruch lautet: «Ich bin patrouillierende Schildwache auf der Seeboden-Alp und habe... usw.», Max wiederholt: «Ich bin patrouillierende Schildwache auf der *Bodensee-Alp* und...»

Wachzeremonienmeister ist der Herr Leutnant Paul Probst, aus dem Baden-Wettinger Langenstein. Später ist der Oberst geworden; damals war er ein eher penetranter junger Leutnant. P.P. korrigiert: «Seeboden-Alp!» Max tut dergleichen, er gebe sich die grösste Mühe, aber es ist nichts zu machen, er kann nicht anders; immer wieder *Bodensee-Alp*; und der Leutnant lässt nicht locker: «Seeboden-Alp.

Zum allerletzten Mal, Meier, hören Sie endlich ganz gut zu: es heisst *Bodensee-Alp*.»

Nun hatte der «dumme» Meier den «gescheitern» Leutnant endlich, endlich dort, wo er ihn haben wollte, und Max protestierte unverzüglich: «En Dräck isch s woor, mir sind uf de Schoden-Alp.»

Von Max könnte ich stundenlang erzählen; ein Büchlein könnte ich füllen, indem ich seine kleinen Kabarett-Nummern aufschriebe. Aber das Geschriebene kommt nicht an das mündliche Original heran. Oben, mit der Verwirrung *Seeboden / Bodensee* müsste man die gespielte *Verzweiflung* eines sich seiner bodenlosen Dummheit, seines Ungeschicks schämenden kleinen «Dätels» zeigen. Schliesslich den Triumph des «Dümmern», des Untergebenen, über den so viel «gescheitern» Höhern. Dieses Gesicht der Erleichterung, der Erlösung, muss man *spielen*, muss man vorzeigen.

Max war der Kleinste der Kompanie. «Der wichtigste Mann, weil ich der kleinste war», sagte er mir letztthin, als ich ihn fürs BT ausfragte. «Du weisst, der Kleinste hatte ganz zuhinterst im zweiten Glied anzutreten; hatte dann zu prüfen, ob alles in Reih und Glied steht, hatte dann ein Zeichen zu schreien und mit einem Schuh auf den Boden zu stampfen.»

Auf Max war Verlass. Gewisse Pflichten hat er sehr ernst genommen und perfekt erfüllt. «Lauter Unfug, das geht doch nicht», sagte er mir. «Aber damals habe ich, wie du weisst, für Abwechslung sorgen wollen.»

Max kommt zu spät zum Antreten, geht nicht an die letzte Stelle des zweiten Gliedes, sondern zwingt sich mitten in die hintere Reihe ein. Der Hauptmann schreit: «Zu unterst an-

schliessen, Meier!» Und der Meier: «Zuunterst ist schon einer, Herr Hauptmann!»

Später eine Variante: Meier ist an seinem Platz, eben zuunterst im zweiten Glied. Aber er gibt kein Zeichen, bleibt stumm, rührt keinen Fuss. Der Feldweibel ruft: «Wo isch de Letscht?» Und Meier: «Der letscht isch noni doo, Fäldweibel!» Und Max tut dergleichen, er halte verzweifelt nach einem Ausschau, der noch kommen sollte. Es wäre ja denkbar gewesen, dass noch einer mit Verspätung daherrenne; *meistens* kommt noch einer leicht hinterher zur Besammlung gerannt.

Beiden Episoden ist *eines* gemeinsam: Äusserste, unwiderlegbare Logik des «Dummen»; also Triumph der «Dummen» über die «Höhern».

Wie uns das wohlgetan hat! Sie konnten ihn nie «nehmen»; sie waren ja nie sicher, ob das nun Perfidie oder bodenlose Dummheit war. Max stellte sich so überwältigend dumm, dass man ihm das glaubte, dass man Mitleid mit solchem Ungeschick hatte. Heute noch gibt es in Wohlen manche Leute, die meinen Kameraden für blöd halten, obwohl man das besser wissen könnte.

Jahrelang hat er mir nie den Vornamen gesagt, sondern mich mit *Kamerad* angesprochen. Ich habe das als einen *Ehrentitel* genommen.

In Wohlen sagen sie ihm *Chrötsch*. Letzthin fragte ich ihn, wie er eigentlich dazu gekommen sei. Und er: «Ich war 25 Jahre lang Kunstturnen. Es gab einmal einen damals berühmten deutschen Turner namens *Krötsch*. Der war so klein wie ich; man traute mir soviel Kraft zu wie der Berühmtheit. So wurde ich *Chrötsch*.»

Die *Kraft* meines Kameraden! Es gibt Leute, die sich strik-

te weigerten, ihm die Hand zum Grusse zu reichen. Er hat so kräftig zugegriffen, dass es weh tat; man schüttelte die gepresste Hand aus, um ihr Erleichterung zu verschaffen; es war, als ob man die Hand mit knapper Not aus einem Schraubstock erlöst hätte.

Nun ist auch Max älter geworden; drum drückt er nicht mehr so wie früher. «Die Haftpflichtversicherung!» sagte er mir letztthin, als ich sein Nachlassen erwähnte. Was er da meine, fragte ich. «Es sind meiner Haftpflichtversicherung so viele Schadenfälle, beschädigte Hände, gemeldet worden, dass sie mich rausgeschmissen haben.» Zugegeben, für sich allein mag das nicht sehr komisch sein. Aber die *Fülle* macht es. *Jahrelang* Unsinn, Unfug, blöde Sprüche; die *Summe* vieler Kleinigkeiten macht's.

Weil da nicht das Augenzwinkern eines berufsmässigen Blödlers ist, sondern tiefernstes Mitleid erregende Dummheit, wurde er im Militär von «Höhern», aber auch, und zwar bis heute, im Zivil für blöd gehalten.

Leute, die auf ihn herabsehen, können sich nicht vorstellen, dass Max es in Sachen Geld und auch anderswie zu beträchtlichem *Wohlstand* gebracht hat. «Lauter Unfug, das geht doch nicht», ist oben zitiert worden.

Max hat sich eine liebe, tüchtige Frau ausgewählt; seine zwei Töchter, sein Sohn sind wohlgeraten und gar nicht blöd. Er war, bis er vor sieben Jahren «ausstieg», ein sehr erfolgreicher, äusserst pünktlich liefernder Schreinermeister.

«Ich habe auch Reparaturarbeiten nicht verschmäht, ja *gepflegt*. Bei Jakob Islers' nannten sie mich ‚Blitz‘. Ein Telefonanruf aus der Fabrik, und nach fünf Minuten stand ich dort.»

Jahrelang hatte er fünf Arbeiter, zwei Lehrlinge, eine perfekte, mit teuren Maschinen bestückte Werkstatt.

«Das ist mir mit der Zeit verleidet. Sie gingen, und ich begehrte keinen Ersatz. Schliesslich war ich allein. Ich sage dir, wenn an einem Montagmorgen fünf vor der Tür gestanden wären und mir gesagt hätten, sie kämen gratis arbeiten, ich hätte ihnen die Tür nicht aufgetan.»

Seit Jahren ist Max Gelegenheitsarbeiter. Er ersetzt zerschlagene Scheiben. Scheibe kaputt, Telefon, der Blitz schlägt nicht immer sofort ein, aber lang warten muss niemand.

«Die Arbeit hat bisher nie überhandgenommen. Die Arbeit tröpfelt grad eben recht. Ich müsste auch sonst nicht verhungern. Aber die Kombination Gelegenheitsarbeiter/ Rentner passt mir.»

Sein Haus, die Umgebung seines Hauses bieten Seltsames, sind eine Art Panoptikum. Der Vater ist schon lange tot; so lange, dass der Grabstein abgeräumt werden musste. Max hat ihn als Platte für einen Jasstisch verwendet. Wenn es stimmt, dass sie aus dem Jenseits herunterschauen, dann ist zu vermuten, der alte *Glaser Meier* habe seine Freude daran.

1946 war in Wohlen eine grossartige «Freiämter Gewerbeausstellung». Auch die Strohindustrie hat mitgemacht. Ein Bildhauer, namens *Alfred Meyer*, einer von den Bremgarter *Meyer* aus dem «*Muriamtshof*», hat ein überlebensgrosses Gipsmodell «*Strohflechterin*» geliefert. Das stand an der Ausstellung in einem Blumenrondell. A. Meyer hat gehofft, man werde es in Bronze giessen und in Wohlen als Denkmal aufstellen. Hätte 24'000 Franken gekostet. Es wurde zur Probe im Garten der *Hypo-Bank* aufgestellt. Da komme man nicht draus; ob die wohl Bananen schäle, wurde gespöttelt. Jemand schrieb bissig in eine Zeitung: «Wir brauchen kein Denkmal für Arbei-

terinnen, die so schäbig wie Bettler entlohnt wurden. Wir haben schon eines im Wohler Wald: Den ‚Bettlerstein‘.» (Findling in der Nähe des viel berühmteren «Erdmannlisteines») Kurz: Wohlen wollte nicht.

Alfred Meyer bat den Max Meier, die Flechterin wegräumen und bei sich zu Hause zu «magazinieren». Max hat das getan und hält die Flechterin in hohen Ehren.

In andern Ländern gibt es Denkmäler für unbekannte Soldaten. In Wohlen würde sich eine «Unbekannte Flechterin» gut machen. Eine grosse *Armee* von Flechterinnen hat einen Wohler Wohlstand erflochten.

Freilich, so unbekannt ist die Flechterin der Meyer-Meier nicht. Es war zu erfahren, dass eine *Marta Bürgisser*, Jahrgang 1914, Modell gesessen hat.

So wie Wohlen eigentlich ein Flechterin-Denkmal brauchte, so wäre für unser Land ein Denkmal für «Kompanie-Kälber» nötig. Wir haben den «Fritz» am Pruntruter Zipfel, den Teil in Altdorf usw. Aber was wäre unsere Armee ohne die Leute gewesen, die mit Kalbereien weitergeholfen haben, wenn es für eine Weile nichts mehr zu lachen gegeben hätte? Man hole meinen Kameraden «Chrötsch», hänge diesem Kleinen den relativ mächtigen Haar-Tornister um, bekleide ihn mit Hochwasser- oder Handorgelhosen – *nie* hatte er Hosen, die ihm passten –, schiebe ihm einen Helm schräg ins Genick, und ein guter Bildhauer möge ihn zum Modell nehmen. Das Militärdepartement brauchte nur einen kleinen Teil jenes Budgets abzuzweigen, das am letzten Mittwoch in einer Pressekonferenz erläutert worden.

Einer, der nie eingestiegen ist

Karl Lüthi-Briefer, 1914 an der Obern Steingasse in Wohlen geboren und letztthin dort gestorben, war der letzte einer Art. Fast möchte ich sagen, der *letzte* Bauer ist nun begraben.

Insofern der letzte: ist nie mit Motoren umgegangen; kein Traktor, kein Auto; war nie auf Rentabilität aus; hat so gewerkt, wie das längst nicht mehr Brauch ist. Bescheidener, unauffälliger zu leben ist ausserhalb von Klostermauern rein unmöglich. Seine Frau *Rosalia*, geborene *Briefer*, eine Basellandschäftlerin, hat da gern mitgemacht, war ihrem Karli, wie diese resolute Frau ihn stets nannte, gleichgesinnte, treue Gefährtin. Kinder hatten sie keine. Also konnte sie ganz und gar *Gefährtin* sein, Magd und Herrin, Herrin und Magd. Ob sie das Wort Emanzipation damals schon gekannt hat, als es noch nicht Mode war, ist zu bezweifeln; aber sie war «aus einem Zustand der Abhängigkeit befreit». (Wörterbuchdefinition von *Emanzipation*.)

Unabhängig auch von Modischem jeglicher Art; freier von dem sogenannten Konsumzwang kann man nicht sein. Bei Lüthis gab es nicht den geringsten Komfort. Ihr altes Wohnhaus, eine frühere Wirtschaft, der Schlussstein eines Torbogens trägt eine Zahl des frühen 19. Jahrhunderts, gemahnt an das, was auf dem Ballenberg auferstanden ist. Dasselbe ist von dem getrennt von dem Wohnhaus stehenden landwirtschaftlichen Gebäude zu sagen. Zwischen den beiden Bauten ein Feldweg,

der den Lüthis gehörte, mir aber offenstand. Ohne diese Offenheit hätte ich nicht bauen können.

Ich habe für diese Gunst zu danken; dann danke ich meinem Nachbarn Karl Lüthi für die Erhaltung der grossen Matte nebenan. Im Winter ein Schlittel- und Skiabhang; wenn der Schnee geht, kommen Schneeglöcklein, die als grosser «Blätz» leben; vermutlich reichen die weit in alte Zeiten zurück, als es noch mehr Matten von der Art gab; im Frühling sieht man das Gras wachsen, zu Heugras wachsen, und es riecht nach Bergferien; dann das Emd, das sehr anders, viel würziger duftet. Alte Obstbäume, nicht zu sehr gepflegte; aber wie die tragen! Schwer beladene grosse Äste krachten zu Boden; noch liegt, während ich das schreibe, einer dort drüben. Das gäbe für Karl Lüthi Winterarbeit, aber er ist ja tot.

Wegen dieser Matte, die kaum dreihundert Meter vom Zentrum entfernt ist, haben Leute, die Geld haben, dem Lüthi noch und noch zugesetzt. Es gibt solche, die sich «die Beine abgelaufen» haben, wie man in Lüthis Kreisen noch sagt. Die beiden hätten reich werden können, aber sie kamen nie in die geringste Versuchung. «Was soll ich mit dem Geld», sagte Karl Lüthi. Er wollte *arbeiten*; er kannte nur eine einzige Arbeit. Buchstäblich «für kein Geld» wollte er die lassen. Seine Frau war da einverstanden. Sie wird, so wie ich sie kenne, ihren Sinn nicht ändern. Man wird sich wiederum die Beine ablaufen, jetzt erst recht.

Nachbar Karl Lüthi und ich waren einander *nicht* befreundet. Er liess mir gegenüber keinerlei Intimität zu; er war freundlich, aber er hielt Distanz. Er konnte nicht Englisch, aber er verhielt sich nach dem englischen Sprichwort, das heisst, man solle seinen Nachbarn lieben, *aber...* («Love your neighbour, yet pull not down your hedge»).

Zwischen uns und ihnen gab es keinen Hag, aber ich pflanzte eine Hecke aus einheimischem Gewächs und eine kleine Pappel in die Hecke, die jetzt fünfstöckig hoch ist. Vor Jahren fragte ich den Karl Lüthi, ob ich sie umhauen müsse, der Abstand sei ja bei weitem nicht den Vorschriften konform, und sie gebe seiner Matte Schatten. Ich solle sie stehenlassen, sie mache auch *ihm* Freude, sagte er mit Gelassenheit; und ich lernte von ihm das alte Freiämter Wort für Pappel: *Sarbache*.

Man sagt allezeit von jüngst Verstorbenen, sie seien unvergänglich. Der Karl Lüthi *ist* das; es kann gar nicht anders sein. Einmal wegen meiner Sarbache; dann wegen der kleinblütigen Asten aus seinem Garten; ich durfte einen Ableger herüberholen, der seither Jahr für Jahr abgelegt hat. «Chilbimaie» sagt man im Freiamt, weil sie ganz spät, eben in der Chilbizeit, dritter Sonntag im Oktober, blühen. Dann ist da neben weissem Flieder und dem überall vorkommenden lilafarbigem ein sehr roter, nahezu ein *wein*-roter, den ich von Lüthis herüberpflanzen durfte. Er ist inzwischen so hoch gewachsen, dass ihn letztes Jahr der Schnee umdrückte; aber es wächst Neues aus dem Stock.

Einen *Aussteiger* könnte man den Karl Lüthi nennen. Aber: kann man von einem, der gar nie emgestiegen ist, sagen, er sei ein Awssteiger?

Vor drei Jahren traf ihn ein Schlag, von dem man sagte, er sei ein Schlägli. Wenn man ihn im Spital besuchte, weinte er bitterlich. Er durfte heimkehren, blieb aber teilweise gelähmt. Er machte bei sonnigem Wetter die wenigen Schritte zur Scheune hinüber. Dort sass er still, liess sich eher ungern in ein Gespräch ein. Den Federfuchser-Nachbar zählte er nicht zu der kleinen Zahl seiner Intimen. Aber ich hoffe, er habe stets gemerkt, dass er hochgeachtet war. Ich habe ihm nicht gesagt, wie er mir vorkam, wenn er hangaufwärts zu seiner Matte schaute,

die er hatte verpachten müssen: als ein alter Fischer, der auf sein Meer blickt, auf das er nimmer hinaussegeln wird. (1982)

Das umgekehrte Wunder von Kana

Der Herr Verwalter im Moos bei Muri, der geneigte Leser kennt seine Sorgen, der Herrgott hat halt jeder Gattung Kostgänger, der Herr Verwalter aber nur selbige Sorte, die schattenhalb zu leben hatte und hernach ihm anvertraut wurde, dem Verwalter.

Der sitzt in seiner Amtsstube; über dem Moos liegt ein Nebel, der keinen Wank tut, also festliegt und, so meint der Verwalter, heute nicht weichen wird. Es klopft, und «Lieber Verwalter», sagt der Eintretende, «habt Euch gar manches Jahr um mich sorgen müssen, wenn meine Vorsätze nicht währten und der Teufel Alkohol wieder wüst tat. Wenn ich das Einmaleins nicht verlernt habe, so stimmt meine Rechnung, dass ich just den vierten Teil eines Jahrhunderts im Moos bin. Ich danke Euch, vergelt' es Gott. Äusser den Hütten im Moos habe ich nimmer eine Heimat gehabt, und ich hätte ohne Euch fürderhin so über den Durst getrunken, dass längst Efeu auf einem Grab wachsen täte, nämlich auf dem meinigen, und der Regen hätte meinen Namen schon gewegewaschen, hätte vielleicht das Holz des Kreuzleins schon verfault, wäre wohl ja bloss aus Tannigem gefertigt worden, zu Eichigem hätte es nicht gereicht und wär auch nicht nötig gewesen, weil niemand nach mir fragt, wenn ich tot bin.» – «Moll moll», tröstet der Verwalter, aber der andere glaubt das nicht recht und sagt hernach: «Habe immer gespart, und auf dem Büchlein stehen 24'374 Franken, drei Batzen und ein Fünfer, so viel Geld, dass ich das nimmer verbrauchen kann, weil ja nun auch noch das Geld kommt für die

Fünfundsechzigjährigen. Die Hälfte sollt Ihr nehmen und etwas Gutes tun mit selbiger.»

Dem Verwalter kommt es vor, die Sonne beginne zu scheinen, er schaut durchs Fenster, reibt sich die Augen, die, weil ihn eine Rührung angekommen ist, feucht werden; und der Hausfreund denkt, ein Tränlein wolle aus des Verwalters Auge rinnen. «Aber», so fragt er, «ist es Euch auch ernst?» Der Sonnenschein war eine Täuschung, aber des Mannes Mitteilung keine. Er zieht das Büchlein aus der Tasche; die Summe stimmt, keine Geiss wird die wegschlecken; und der Mann, gefragt, was getan werden soll, sagt: «Habt Ihr auf dem Plan für das neue Dörflern, wo um einen Platz herum gute Häuser stehen werden, und die werden viel Geld kosten, ein Brunnlein für den Platz?» Der Verwalter antwortet, und der Mann sagt: «Habe mir das doch gedacht, dass Ihr nicht dran gesonnen habt. Die Hälfte von meinem Geld sollt Ihr nehmen; und habe ich auch heute noch viel mehr Lust auf ein Glas Wein als auf Wasser, so soll doch ein Brunnlein werden aus selbigem Geld, das ich nicht in die angeschriebenen Häuser getragen habe. Nur sagt mir, ob es reicht.»

«Euch soll es nicht kümmern, ob es reicht», sagt der Verwalter, und der Hausfreund denkt, der Verwalter hat recht geredet. Eine gute Tat ruft einer andern, so, dass hernach Geld genug kommt und obendrein noch solches für anderes.

Dem Verwalter wird's wohl ums Herz, weil er aus einem alten Kalender eine gute Geschichte im Kopf hat, wo es heisst: «Fromme Herrschaft zieht frommes Gesinde. War der Jobbi ein guter Knecht, so war der Meister ein guter Mensch.»

Der Hausfreund hat die Geschichte vom Hufschmied in Wohlen, und dem glaubt er sie, obwohl es eine Wundergeschichte ist und fast ungläublich. Auf der Hochzeit zu Kana hat

unser Herr Wasser in Wein verwandelt, und nun wird aus nicht getrunkenem Wein immerwährendes Wasser, und es gibt keinen schöneren Ton als das Plätschern eines Brunnleins.

Merke: Auch an Tagen, wo man sie nicht aufgehen, nicht untergehen und auch inzwischen nimmer scheinen sieht, gibt die Sonne Licht. (1983)

Ein Clochard in Pension

Den *Edi Lüthy*, von und in Wohlen, Jahrgang 1911, sieht man jahraus, jahrein, mitten im Vormittag und abermals am späten Nachmittag im Zentrum von Wohlen. Er nimmt immer den gleichen Weg: von der Rebbergstrasse, *wo er daheim ist*, zur «Chappele» (Sankt-Anna-Kapelle), zum Gemeindehaus, über den Kirchplatz, den Kirchrain hinauf zur Oberen Zentralstrasse, zum Kiosk beim «Salmen», hinüber durch die Rigistrasse, zur Post, zum «Bären», wo er *nicht* einkehrt. Er kehrt selten ein, weil er erstens nur über ein geringes Sackgeld verfügt; zweitens ist er insofern kein «klassischer» Clochard, als er nicht auf Alkohol angewiesen ist. Er meidet in der Regel das, was Edi L. und seine Altersgenossen *Geistiges* nennen und dabei, vermutlich ohne das zu wissen, den lateinischen *Spiritus* wortwörtlich übersetzen. Wer ihm eine Freude machen will, der schenkt ihm das, was ihm am liebsten ist: Ovo-Sport und Stumpen.

Edi L. nimmt sich während seines Rundgangs sehr viel Zeit. Nach einem Dutzend hinkender Schritte (*Clochard* kommt von *clocher*, was *hinken* bedeutet) bleibt er stehen, blickt er lange in die Runde. Am liebsten bleibt er beim Kiosk am «Salmen» stehen. Von der freundlichen Verkäuferin weiss ich, dass ihr wohlmeinende Leute, die anonym bleiben möchten, Geld anvertrauen, damit Edi L. etwas kaufen kann, ohne zahlen zu müssen.

Jedermann ist ihm wohlgesinnt. Edi ist seit Jahren nie un- gut aufgefallen. Er gehört zum Dorfbild, und er wird ihm dereinst fehlen. Ein Farbtupf sozusagen, obwohl er immer dunkel

gekleidet daherkommt. Im höchsten Sommer und im tiefsten Winter, bei Regen, Schnee, in der Hitze ist er gleich gekleidet. Immer in Bergschuhen, die täglich frisch geputzt sind.

Kein Original des *Worts*; Edi L. ist eher wortkarg, ja zuweilen brummig abweisend. Freilich, es kommt darauf an. Vorhin zeigte ich sein Foto der Italienerin, die seit zwei Jahrzehnten in unser Haus kommt. «Oh, das ist ein lieber Mann. Der sieht gar nicht wie ein Schweizer aus. Jedesmal muss ich an meinen Grossvater im Friaul denken, wenn ich ihm begegne. Ich kann nicht anders, ich muss ihn jedesmal grüssen, was ihn freut. Er sagt dann bisweilen: ‚Haben Sie Feierabend, Fräulein?‘ Weiter nichts. Aber ich sehe, dass er dankbar ist für einen Gruss.»

Und die Frau, die einen bärtigen Sohn hat, freut sich, dass sie für den Edi L. noch ein Fräulein ist.

Immer hat Edi L. eine Tragtasche bei sich, obwohl er selten posten geht. Aus seiner schlimmsten Zeit ist ihm eine Sammlerleidenschaft geblieben. Er inspiziert die Abfallkörbe, um das herauszuholen, was ihm noch brauchbar erscheint: weggeworfenes Brot, Käsereste, Zeitungen, Heftli usw. Das bringt er Tag für Tag dorthin, wo eine gute Seele für ihn sorgt und manchmal die allergrösste Mühe hat, ihrem Edi beizubringen, dass so viel Gesammeltes das kleine Zimmer zu sehr überhäuft und oben-drein Mäuse anzieht, die selbst dem Edi L. unerwünscht sind.

«Wo er daheim ist.» Ein Nebensatz, der im ersten Abschnitt ins Kursive gehoben worden ist. Endlich ist Edi L. *daheim*. Jahrzehntelang war er heimatlos und entsprechend unruhig. Es gab Probleme. Meistens war er Hilfsarbeiter auf Baustellen. Dann sonderte er sich ab. Vorjahre kam er im «Blick» zu Schlagzeilen, weil er am Rand einer Abfallgrube bei Dietikon unter miserabelsten Umständen in einer windigen Bret-

terbude hauste. Via Sozialamt kam es zu Aufenthalt in Königsfelden, in Muri-Moos, in der Pflegeanstalt Muri, im Gnadenthal. Das hat dem Edi L. gar nicht gepasst; er riss aus, wurde wieder geholt. Der Mann auf dem Wohler Sozialamt wusste weder ein noch aus. Letztlich sagte er mir strahlend: «Edi ist seit fünf Jahren in dem von Frau Bottlang-Trottmann geführten privaten Altersheim ‚Sunneziit‘ am Rebbegg. Endlich ein Ort, wo er sich wohl fühlt.»

Diese *Frau Bottlang* wollte ich kennenlernen. Ich war auf eine Absage gefasst. Wenn man sagt, man komme von einer Zeitung, erregt man zuweilen Misstrauen. Aber die Stimme am Telefon klang warm, freundlich. Ich durfte auf Besuch kommen. Es kam zu einem guten Gespräch; dann zu einem Rundgang durch das Haus der fünfzehn älteren Leute, denen Frau Bottlang eine gute Mutter ist. Sie hört freundlich und so interessiert zu, als ob sie das, was sie zum hundertsten Mal hört, zum ersten Mal vernähme. Willig rückte sie mit Einzelheiten heraus. Preise? «Je nach Zimmer 33 bis 50 Franken; drei Mahlzeiten und nachmittags Kuchen und Kaffee inbegriffen.» – «Das ist ja billiger als in den von öffentlichem Geld mitfinanzierten Heimen. Geht das finanziell?» – Und sie, mit einem schlichten Lächeln: «*Es muss.*» Es geht mit nur zwei jungen besoldeten Helferinnen, weil die Insassen gerne so helfen, wie das jedem irgend möglich ist: Gemüse rüsten, tischen, abwaschen, Schnee schaufeln usw.

Wie sie das Kunststück fertig gebracht habe, den unstillen Edi L. zur Sesshaftigkeit zu verführen? «Oh, einer meiner Buben hat ihn Vorjahren aus einer primitiven Waldhütte heimgebracht. Ich habe ihm das gewährt, was er begehrte. Das Essen in Gemeinschaft hat ihm durchaus nicht gepasst. Lieber hätte er gehungert oder sich mit dem ernährt, was er aus Abfallkör-

ben holte und immer noch holt, obwohl er nicht mehr darauf angewiesen ist. Ich bringe ihm sämtliche Mahlzeiten in sein Zimmer. Er hat einen eigenen alten Fernsehapparat; vor dem sitzt er so lange in die Nacht hinein, als irgendein Sender noch etwas bringt. Er ist etwas schwerhörig, stellt deshalb zu laut ein, was andere stört. Eigentlich sollte er einen Kopfhörer zu Hilfe nehmen. Wollen sehen, wie sich das machen lässt.» Kein Zweifel, dass das gemacht wird. Es gibt viel mehr gute Leute, als man meint. Und sie geben dann gerne, wenn sie genau wissen, wohin ihre Hilfe geht. (1984)

Zu Weihnachten ein Bild von Walter Burkart

Den Wohler Künstler *Walter Burkart* kann man nicht einreihen. Das hier abgebildete «Bauernhaus in Waldhäusern» lässt einen vermuten, da sei ein Naiver am Werk gewesen. Aber: Ist es die Art der «peintres naïfs», mit hellem Bewusstsein über die Entstehung ihrer Werke schriftlich Rechenschaft abzulegen? Nicht Rechenschaft nach *aussen*, sondern sich selbst gegenüber. Walter Burkart führt ein Verzeichnis seiner Werke, die er von 1 bis 67 nummeriert hat. Mehr sind es, abgesehen von seinen Guggeln aus Keramik, nicht. Die Guggel sind für ihn eine Selbstverständlichkeit; es braucht da keine Worte. Aber seine grossen Scherenschnitt-Bilder sind ihm einige Worte über die Entstehung wert. Walter hat mir Einsicht in ein abgegriffenes Schulheft gegeben, das auf dem Umschlag zuerst ein arabisches Wort, dann einen Wappen-Löwen zeigt, der auf einem gewundenen Band steht, auf dem «DAR EL KOUNACHE» zu lesen ist; in kleinster Schrift die Firma: «Manufacture Nationale Papetiers Casablanca.» Nummer 14 ist unser Bauernhaus. Man liest da «Blitz 1957/ausgeführt 1960 in Casablanca».

«Was bedeutet ‚Blitz‘?» fragte ich ihn. Und er: «‚Blitz‘ findest du in allen Eintragungen. ‚Blitz‘ ist der Einfall. Es leuchtet auf wie ein Blitz, es schlägt ein, ich weiss dann, dass etwas passieren wird. Es kann sofort passieren oder erst nach Jahren. Das Bauernhaus habe ich drei Jahre nach dem Einfall in *Casablanca* gemacht.»

Walter Burkart ist kein Schriftgelehrter. Ich war schon

mehrmals in seinem nun sehr alten Vaterhaus an der Untern Halde in Wohlen zu Besuch. Ich habe weder Bücher noch Zeitungen herumliegen sehen. Er sagte mir einmal, er lese einzig das Pfarrblättli und das «Pro», weil die gratis ins Haus kämen. Sicher interessiert ihn in dem frommen Blättli die Gottesdienstordnung nicht. Freilich scheint es für ihn einen Herrgott zu geben; aber von dem spricht er zuweilen auf eine Art, die, so würde ein Herr Pfarrer sagen, «keine Art hat».

Schriftgelehrte sprechen von *Einfall*. Für Walter sind Einfälle *Einschläge*, eben Blitze. Es donnert, hagelt, giesst in Strömen. Walter vergisst das nie. Es kann dann passieren, dass er einige Jahre später in Casablanca zu spüren bekommt: Jetzt bin ich reif, aufgelegt, endlich richtig fähig, das zu gestalten, was damals aufgeblitzt ist. Das Gestalten ist sehr lange minuziöse Arbeit.

Heimweh in Casablanca? Wer den Walter Burkart kennt, der weiss, dass er nicht an Nostalgie leidet. Heimweh? Nein: Heim/m/de vielleicht. Er ist überall zu Hause. Überall ist neben anderem viel Freude. Ein Weiser besitze nicht mehr, als er ohne fremde Hilfe fortzutragen vermöge, soll ein antiker Philosoph behauptet haben. Auf Walter trifft das beinahe zu. Ein VW-Bus würde kaum voll, wollte er zügeln. Er hat kein Auto, nicht einmal ein Töffli, kein Fernsehen, kein Telefon. Möbel und Hausrat – er lebt allein – gehen nicht über das Allernötigste hinaus; keinerlei Komfort, nicht einmal eine Hausglocke, die doch praktisch wäre; man müsste nicht hinaufrufen, um ihn an ein Fenster zu holen. Für seinen Unterhalt bekommt er viel geschenkt; Wein zum Beispiel, den er nicht verschmäht. Er stellt die Flasche auf einen kleinen Küchentisch; wir sitzen auf wackligen «Taburetli». Es gibt manche Frauen, die ihn bemuttern, beschwestern und, wer weiss, befreundinnen wollen; gern



lässt er sich das zuweilen gefallen. Aber als ich letzthin bei ihm auf Besuch war, es regnete, spannte er einen Damenschirm auf, den er vor die Haustüre legte. «Wir können jetzt keine Weiber brauchen», sagte er mir, «wenn eine kommt, sieht die den Schirm und denkt, es sei schon eine bei mir, dann geht sie wieder.» Als ich wegging: «Siehst du, der Schirm hat gewirkt; niemand hat uns gestört.»

Zurück zu dem Löwen-Schulheft. Auf die «Blitz»-Eintragung folgt ein kleines Stück Prosa, das ich gut und schön finde. Ich lese auch die Geschichten anderer Werke. «Du kannst ja viel besser mit der Sprache umgehen als manch einer, der Bücher schreibt», sage ich ihm und lese ihm das und jenes vor, um ihm, dem vermeintlich Naiven, zu sagen, das sei ja *dichterische* Prosa. «Ja», sagt er, «die Stelle, die du mir grad vorgelesen hast, finde auch ich gut.» Walter weiss genau, was er macht, weiss genau, was weniger gut, was besser ist. Wie die grossen

Künstler will er das Bestmögliche. Er sagt, er mache nun keine Bilder mehr, die einer Ausstellung würdig wären. «Vorbei, endgültig Schluss. Ich mache noch Guggel. Etwas Geld ist ja doch nötig. Grosse Sachen traue ich mir nicht mehr zu.»

Pardon, wieder bin ich abgewichen; ich wollte ja zurück zum Löwen-Heft, wo ich zu unserem «Bauernhaus in Waldhäusern» lese:

«Von klein auf musste ich immer dieses Haus anschauen, es hatte so etwas Besonderes an sich, im Frühling steht es im hohen, grünen Gras und strahlt Ostern aus. Wenn es Herbst und kalt wird, so strahlt das Haus Weihnachten aus. Eine Zwischenzeit gibt es nicht. Es steht heute noch dort, nichts hat sich verändert, und die Leute, die dort drin wohnen, haben auch so etwas Weihnachtliches an sich, sie haben rote Backen und die Frau trägt eine Scheube.»

Wer Walter Burkart noch nicht kennt – immerhin ist ein halbes Dutzend seiner Werke in unserem Kunsthaus Aarau, also ist er längst kein Unbekannter mehr –, sollte von dem Waldhäusern-Idyll nicht auf das ganze Werk schliessen. Er hat gewaltige Sachen gemacht, aufwühlende, erschütternde, afrikanische Zauber- und Dämonenwelt. Dann ist noch der Hinweis nötig, dass unsere Reproduktion einen schweren Mangel hat. So wie sie hier gedruckt steht, wirkt sie wie ein flächiger, also zweidimensionaler Holzschnitt; aber im Original hat das Werk *Tiefe*, also die *dritte* Dimension. Vom Spalier zur Mauer, von den Fensterläden zur Mauer gibt es Zwischenraum; also Tiefe. So entsteht wie in der Wirklichkeit *Abstand*. Einzelne Fensterläden hängen schräg, leicht windschief hinaus. So wirkt das Bild wie aus luftigem Filigran gewirkt. Auch die Sterne sind nicht ganz fix. Ich muss aufhören, weil es unmöglich ist, den *Zauber* des Originals mit Worten wiederzugeben. (1984)

Jakob Müller, Anglikon

An einem Mittwochabend setzte er sich in einer Wohler Gartenwirtschaft zu einer Runde von Freunden und Bekannten. Er war immer noch von stattlicher Postur, aber deutlich abgemagert, das Gesicht bleich und bekümmert. Morgen habe er in ein Spital einzurücken, sagte er uns. Wir versuchten ihm Mut zu machen und nannten ihm einen, der eine Bypass-Operation gut überstanden hat.

Am folgenden Dienstag am selben Tisch. «Köbi ist tot», sagte der «Schlosser», einer seiner treuesten Freunde. Und ich, der in Köbis Augen nicht zu den allweil Getreuen zählte, sagte spontan: «Da ist einer gegangen, der uns fehlen wird.» Andere stimmten zu.

Ich hätte nie geglaubt, dass mir Köbis Tod so nahe gehe. Nun sehe ich, dass da einer vom Tod ereilt worden ist, der origineller, seltsamer, eigenwilliger, einzigartiger nicht hätte sein können. Was auf jeden Menschen mehr oder weniger zutrifft, war bei ihm aufs Extremste vorhanden, nämlich *Gegensätzliches*.

Gut und «böse»; Charme und Schroffheit; exaktes Profitrechnen und wohlthätige Grosszügigkeit; freundlichste Zuneigung und zornigste Empörung. Wie konnte Köbi schimpfen, wie unvergesslich ist sein sehr helles Lachen, das kein Awslachen war. Er lachte aus vollem Hals, mit dem ganzen Gesicht, wenn es ihm ums Lachen war; im Nu konnte das umschlagen in eine Wut, die ihn so bleich machte, als müsse er, der damals Gesunde, ins Spital. Er war entweder heiss oder kalt, nie lau;

entweder sehr dafür oder ganz dagegen, nie spannungslos neutral. In ihm war eigentlich allzeit Spannung, im Grunde Ruhelosigkeit. Sein scharfes Wahrnehmungsvermögen, seine Sensibilität, ja Überempfindlichkeit zeugten von einer Intelligenz, die nichts mit dem zu tun hat, was ihm abging: mit einem Schul- und Bücherwissen. 1919 in seinem Bürgerort *Villmergen* geboren. Nach einigen Jahren zieht die Familie nach Anglikon. Dem 15-Jährigen stirbt der Vater weg. Die Mutter hat drei Buben und drei Mädchen durchzubringen. Sie tut das als eine Art «Mutter Courage», indem sie mit einem zweirädrigen Handkarren in einem erstaunlich weiten Umkreis herumzieht. Sie sammelt Lumpen, die sie nicht mit Bargeld, sondern mit «Beckeli» (Tassen ohne Untersatz) bezahlt. Sie erweitert ihren Handel und wird auf den Bauernhöfen zu einem gern gesehenen Gast.

Diese Herkunft gab später zu Bemerkungen Anlass, die Köbi grausam weh taten. Er, der nach jahrelanger harter, zielbewusster, sehr geschickter Arbeit zu einem millionenschweren Kaufmann geworden war, hätte Grund gehabt, einen Spitznamen mit einem berechtigten Gefühl der Überlegenheit gelassen hinzunehmen und stolz zu sein auf seinen fabulösen Aufstieg; stolz auch auf seine couragierte Mutter, der er ein dankbarer, treuer, fürsorgender Sohn blieb. Die Mutter wurde ihm dann wieder Stütze, als er den tragischen Tod seines andert-halb-jährigen Töchterleins erleben musste, was seine junge Ehe jäh zerstörte. Die so erlittene tiefe Wunde ist ein Leben lang nie verheilt. Zu einer zweiten Ehe kam es nicht. Seine Mutter besorgte ihm das von Wohlhabenheit zeugende Haus.

Köbi nahm das Gewerbe seiner Mutter als Basis für sein Lebenswerk. Er sammelte Altmetall. Er war nicht auf einen Handkarren angewiesen; aus einem Lastwagen wurden mehrere.

Was seinen Beruf betraf, gab es keinen Gegensatz; da war nur eines: eiserne Disziplin, niemals Schlamperei. Auch äusserlich hielt er streng auf Korrektheit. In seinem Habitus war er ein *Herr*, dem seine treuen Mitarbeiter gerne dienten.

Köbi war überaus gern in Gesellschaft, weil er das Alleinsein ungerne ertrug. Aber während andere munter pokulierten, war er nahezu abstinent. Nie hat er geraucht. Morgens vor sechs Uhr war er geschäftig. Seinem Beruf zulieb legte er sich dann schlafen, wenn andere meinten, sie könnten mehr als eine halbe Nacht durchmachen.

Eines Tages schlug mir Köbi vor, ihn zu dem wichtigsten Teil seiner Arbeit zu begleiten, nämlich den Kunden nachzugehen. Ich stand daneben, als er auf freiem Feld oder auf einem Ablagerungsplatz verhandelte. Ich bewunderte seine oben angetönte, aufs Praktische gerichtete Intelligenz, seine Umgangsformen, die dann perfekt waren, wenn es ihm auf etwas ankam. Wir waren bei wichtigen Kunden, die Köbi sich warmzuhalten bemühte. Ich sah, dass sein ungewöhnlicher Erfolg nicht von ungefähr kam. Nicht erst seither, aber von da an erst recht empfand ich Respekt für einen Beruf, der mindestens so ehrbar ist wie manch anderer.

Sein Gewerbe war im wahren Sinn des Wortes ein *fahrendes*. Er fuhr auch in seiner Freizeit, in den Ferien gerne über Land oder in die Weite, bisweilen weit übers Meer. Dazu suchte er sich gern Gefährten aus, die ihm auch dort ein spontanes, nicht von Reiseleitern streng geplantes Reisen ermöglichten, wo seine Sprachkenntnisse nicht ausreichten. Seine Begleiter kamen heim und erzählten von dem, was sie *mit* Köbi und *wegen* Köbi erlebt hatten. Die Anekdoten, Episoden, Schnurren und

Schwänke gäben Stoff für ein Buch. Wahrlich, über Köbi wäre noch viel zu schreiben.

In einer schlichten, ergreifenden Feier haben wir in der *Villmerger* Kirche und dann auf dem auf einer Anhöhe schön gelegenen Friedhof von ihm Abschied genommen. Köbi mag kirchlich nicht sehr versiert gewesen sein, aber er hat genau gewusst, dass in seiner Jugend die damals noch nicht nach Wohlen eingemeindeten Angliker nach Villmergen kirchgenössig waren. Jakob Müller, der ein Leben lang ohne viel Rast und Ruh war, ruhe dort in Frieden, wo auch seine Mutter begraben ist. (1989)

Franzis Schreibmaschine

Als Fränzi 1956 zur Welt kam, hatte sie auf den jüngeren unserer zwei Buben sechs Jahre Rückstand, auf ihre Schwester neun und auf den Ältesten dreizehn. Das macht insgesamt eine Distanz, die von dem Moment an, wo sie solches zu realisieren begann, schwer hätte wiegen können. Aber der Kleinen machte das je länger, desto weniger Eindruck.

Statt ihren beiden älteren Brüdern etwelche Autorität zuzugestehen, reagierte sie auf männliche Macho-Allüren mit gelassener Verweigerung. Als die Kleine erstmals eine ausreichende Menge Schnee erlebt hatte, formte sie mit ihrer Nachbarin zusammen eine Schnee/raw. «Es gibt ohnehin schon zu viel Männer», schnödete sie. Ihre Schwester war über die Ankunft unserer Nachzüglerin mindestens so entzückt wie viele Jahre später über die Geburt eigener Kinder. Sie freute sich, Fränzi zu bemuttern, was nur so lange möglich war, als noch kein eigener Wille dazwischenfuhr.

Dann aber war auch schwesterliche Vorherrschaft dahin. Der Vater hätte das späte Kind gerne als gelegentliches Püppchen verwöhnt; aber die «Kleine», die nicht klein sein wollte – sie drängte darauf, mit ihrem Namen angesprochen zu werden –, begehrte von ihrem Vater ganz anderes, nämlich seine Schreibmaschine. Die stand stets offen bereit, weil sie immer unverzüglich verwendbar sein musste. In Abwesenheit des Vaters machte sich schon der jüngere unserer beiden Buben an den Tasten zu schaffen. Mit nahezu süchtigem Verlangen bemächtigte sich auch die damals vierjährige Fränzi der Maschi-

ne. Dass da Konflikte unvermeidlich waren, kann man sich denken. Immerhin war klar, dass der Vater Vorrang hatte. Aber zwischen den beiden Kindern konnte Streit entstehen, weil Fränzi ja weder den Primat der Männlichkeit noch den des Alters respektierte.

Die kleine Emanze ersann sich einen Ausweg. «Vater wird mir eine Schreibmaschine kaufen», behauptete sie beharrlich, als es gegen Weihnachten ging. Für Weihnachtsgeschenke sei das Christkind zuständig, wurde ihr entgegengehalten. Selbstverständlich wisse sie das, gab die Kleine zu. Aber des Christkinds Gaben seien der Lichterbaum, die Krippenfiguren, Spielzeuge und Bilderbücher.

Soviel Theologie war Fränzi klar: Wegen Schreibmaschinen konnte man sich nimmer auf höhere Macht verlassen. Also behauptete sie beharrlich: «Vater wird mir eine Schreibmaschine kaufen.» *Kaufen*, nicht schenken. Ein feiner Unterschied. Einfach so geplaudert hat Fränzi selten. Sie hat ihre Worte aufs Erstaunlichste gewählt. Wollte man ihr vorhalten, sie habe das oder jenes gesagt, widersprach sie, falls sie ungenau zitiert worden war, mit einer erstaunlichen Sicherheit. Meistens war sie mit solchen Korrekturen im Recht.

Der Kalender meldete den Donnerstag, 22. Dezember 1960. Damals schon waren für mich Donnerstagabende besondere Abende, und dieses Besondere ist geblieben: Aus gewissen Gründen nie zu Hause. Selbstverständlich wusste Fränzi das, so dass sie beschloss: Jetzt oder nie, am 23. wird es zu spät sein.

Nach dem Mittagessen die Beine langgelegt, ein Kissen im Nacken, eine Zeitung vor der Nase. Fränzi kommt vorbei, als ob weiter nichts wäre. Plötzlich brennt sie mir einen Kuss auf die Lippen, wie ich das nie erlebt hatte. Von solch ungewohnter

Zärtlichkeit aufgeschreckt, frag ich, was denn los sei. «Weil du mir auf Weihnachten eine Schreibmaschine kaufst.»

Fränzis Überraschungscoup gab mir den Rest. Warum eigentlich nicht, hatte ich mir früher schon gesagt. Meine Ruhe war hin. Wie nur bewerkstellige ich das in der kurzen verbleibenden Zeit? Ich fragte das am Abend meine Freundesrunde; und – oh Wunder – es wusste einer Rat. «Ich kenne jemand, der in Aarau in einer Schreibmaschinenfirma zu tun hat. Für 30 Franken poste ich für dich eine noch tüchtige alte Occasion.»

Am Freitagnachmittag, dem 23., traf per Bahnexpress ein grosses schweres Paket ein. Das musste eine Schreibmaschine sein; aber gibt es so grosse? Mein Vermittler war seit je ein Witzbold. «Der aufsässigen Fränzi des Franz will ich es zeigen», hat er sich gedacht. Ich packte das Ungetüm aus, das – ein Pünktchen aufs i – Schmid hiess, genauer: «L. C. Smith». In grossen Buch-Buchstaben stand der Firmenname weiss auf Schwarz.

So kam es, dass am Heiligen Abend ein grosser Smith unter einem Lichterbaum lag. Fränzi will unverzüglich ans Werk, aber ihre Kraft reicht nicht aus, das Ungetüm sicher auf den Tisch zu heben. Ich helfe und zeige ihr, was sie eigentlich von meiner Schreibmaschine her kennt, aber doch ein wenig anders ist: Randeinstellung, das Einschieben und Fixieren eines Blatts, Schaltung auf eine neue Zeile. Fränzi kommt sofort zurecht und beginnt zu klappern. Nach einigen aufs Geratewohl getippten Zeilen löst sie das Blatt, bringt es mir und will wissen, was sie geschrieben habe. «Auch das noch», seufze ich innerlich. Dann aber bin ich abermals von einem weihnachtlichen Wunsch gerührt. Ich spüre eine Verantwortung: Der darfst du nicht irgend etwas vorlesen. Plausibel muss es sein. Ich gewinne Zeit, indem ich vorgebe, angestrengt zu entziffern. Fränzi erträgt das

in Geduld, weil sie selbstverständlich ahnt, ihr Wirrwarr sei nicht leicht zu interpretieren. Dann beginne ich, meine Version vorzulesen, und meine, dieses Weihnachtswunder könne kaum gelingen. Ich schiele über den oberen Blattrand und blicke in ein von wundersamer Glückseligkeit entzücktes Antlitz. Das sonst so skeptische, nach aussen wenig sentimentale Kind *glaubt*.

Ich glaube nicht, dass sie anderntags wieder geglaubt hätte. Es fiel ihr nie mehr ein, abermals ein weihnachtliches Schreibmaschinenwunder zu begehren. Ist überhaupt jemand allezeit eines Glaubens fähig, der Berge – in diesem Fall Buchstaben – zu versetzen vermag? Ich geriet in ein Sinnieren, von dem hier nur kurz noch die Rede sein kann: Vermutlich haben wohl jene recht, die behaupten, Glaube und Unglaube lebten in einer Art Symbiose. Die beiden ergänzen einander; eines kann ohne das andere nicht sein.

Die Hirten – so berichtet Lukas – haben in ihrer wundersamen Nacht geglaubt. Ob ausnahmslos alle auch anderntags diesen Glauben noch aushielten, wird uns nicht gesagt. (1990)

Morgens um

ans Telephon,

[REDACTED] Telegraphi
schkenntnissen

[REDACTED]
[REDACTED]
enden Text dikti

"To the hono

Inhalt

Der freie Schreiber im Freiamt	7
--------------------------------------	---

Nah und fern

Churchills Brief an den FC Wohlen (1995)	13
Das grosse Fest der Feuerstühle (1973)	18
Kirchweihe und Chilbi im Niesiberg (1962).....	22
«Die haben aber gut gespielt» (1986)	26
Irlandnotizen eines Freiamters (1974)	30
The Playing Fence (1982)	38
Meine Scilla von Büelisacher (1979).....	42
Nur wo frische Gräber sind, ist Leben (1975).....	47
Vom Rasenmäher zur Schneeschaukel (1988)	52
Erdmannlistein im leeren Holz (1987).....	54

Aus früherer Zeit

Weites Land und ein schöner Name (1987)	61
Die an Folgen reiche Emanzipation einiger Wohler Tauner (1987)	68
Der seltsame Freiamter General Heinrich Fischer (1991)	73
Das Jahr 1830 in der weiten Welt und im engen Wohlen (1985)	80
Polnischer Freiheitskämpfer auf dem Wohler Friedhof (1988)	86
Die Wohler wollen nicht (1961)	90
Abschied vom Mond (1959)	93

<i>Beim Wort genommen</i> Liedchen (1989)	99
Wankelmütig, wandelbar (1989)	102
Schwere Schwierigkeiten mit dem Schwerpunkt (1976) ..	104
Ich würde sagen... (1976)	107
Blaise Cendrars bei St. Leonhard in Wohlen (1984)	110
Johannes Paul Zölestin? (1978)	114
<i>Leute</i> Bodensatz (1974)	121
Kurt Neeser, Wohlen (1975).....	125
Ein Güggele ist ein Güggele, ist ein Güggele, ist ein Güggele (1977)	128
«Fröhlicher Landmann, frisch und munter» (1979)	133
Ein Original und seine Originale (1979)	140
Wenn eine Nothelferin versagt (1980).....	149
Zum Tod des Josef Rüttimann (1981)	154
Kamerad Chrötsch und die unbekannte Flechterin (1982)	157
Einer, der nie eingestiegen ist (1982)	164
Das umgekehrte Wunder von Kana (1983)	168
Ein Clochard in Pension (1984)	171
Zu Weihnachten ein Bild von Walter Burkart (1984)	175
Jakob Müller, Anglikon (1989)	179
Fränzis Schreibmaschine (1990).....	183

Die Herausgeber danken der Kulturkommission Wohlen und dem Verlag Aargauer Zeitung AG für die Unterstützung.

ORSO PRESS Bär & Bernet, Zürich

ISBN: 3-9521045-1-5

Fotografien: Felix Wey (6), Walter Schwager (1), Daniel Vaia (1).

Umschlag: Daniel Küttel, Wohlen. Gestaltung und Satz: Bernet & Schönenberger, Zürich.

Druck: Grafische Betriebe Aargauer Zeitung AG, Aarau.

Einband: Buchbinderei Burkhardt, Mönchaltorf.

© 1996 Lisbeth Schmid, Wohlen

Eingelesen mit [ABBY Fine Reader](#)